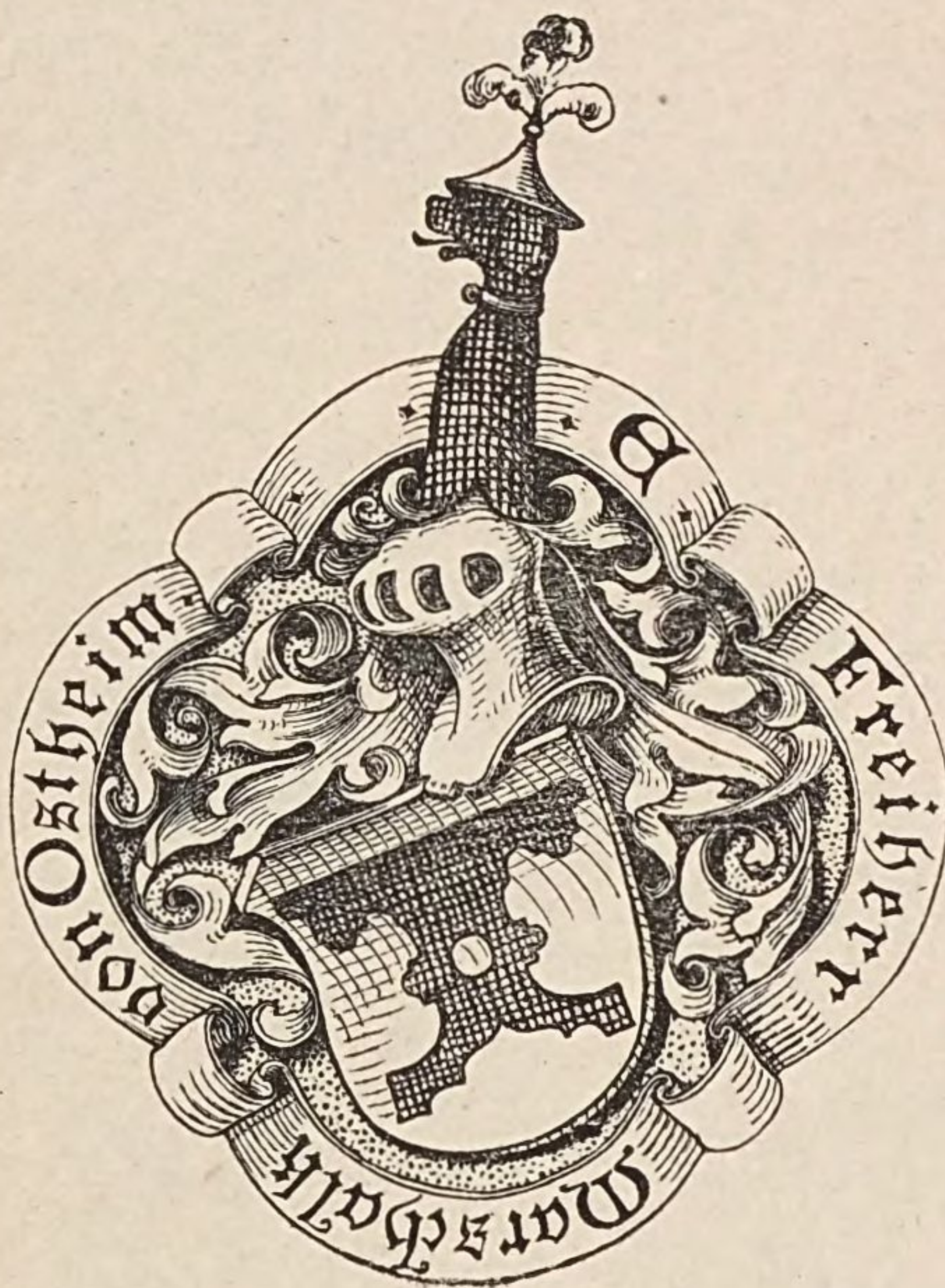




Hisp. o. 23.

M. v. O.

H. h.

72.

Kultur und Gesellschaft

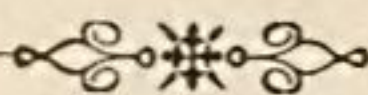
im

heutigen Spanien.

Beobachtungen

von

Dr. Hans Parlow.



LEIPZIG,

B. Elischer Nachfolger

(Bruno Winckler).

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Tout comprendre c'est tout pardonner.

Es soll nicht Aufgabe dieser Schrift sein, den Zustand der Sitten in Spanien aus der Zahl der Ehen und Geburten, den der Aristokratie aus ihrem Vermögen und der Zahl ihrer Titel, den der Handelsbewegung aus der Berechnung des Austausches zu veranschaulichen. Um diese Dinge festzustellen, ist es nicht nötig, in Spanien gewesen zu sein. Das Blättern in einem Konversationslexikon, eine vierundzwanzigstündige Vergleichung der ihm entnommenen Resultate und eine endliche Zusammenfassung zu einem Gesamtergebnat würde dazu genügt haben.

Meine Sache sollte es sein, die tiefen Grundlagen alles dessen, was in Berichten aus dem fernen Lande als Resultat angeführt ist, aufzudecken und zu begrenzen, so weit solches in fünfjähriger Beobachtung möglich werden konnte. Ich bin mit vierundzwanzig Jahren nach Spanien gekommen; also in einem Alter, in welchem man noch fähig ist, den Eindrücken mit

Leidenschaft zu begegnen; in welchem man jedoch auch bei dem Spanier, der die Anschauungen, welche er im zwanzigsten Jahre sich gebildet hat, kaum noch wechselt, und die Tendenzen der Jugend für die Richtschnur seines ganzen Lebens erklärt, auf rücksichtsloseren und innigeren Anschluss rechnen kann.

Genau habe ich diejenigen Teile Spaniens kennen gelernt, welche sich von Süden nach Norden, also von Cadiz über das kastilische Herz des Landes hinweg nach Santander und Oviedo erstrecken. Durch längere Fußreisen habe ich mich auch mit denjenigen Gegenden beschäftigt, in welche auch noch heute, mit Ausnahme weniger Handelsreisenden, ein Fremder kaum hinkommt. So bin ich einmal von Valladolid über Tordesillas und Toro nach Zamora gegangen. Die Küstenstrecke von Cartagena bis Valencia kenne ich nur oberflächlich; die Schilderung ihrer Bevölkerung ist in den nachstehenden Kapiteln nicht inbegriffen. In Barcelona habe ich mir durch mehrmonatliche Mitarbeit in Handelshäusern einen Einblick in die spanische Handelsbewegung und in die kaufmännische Beanlage der Spanier zu verschaffen gesucht, so weit diese letztere sich aus den Korrespondenzen dergleichen Häuser zu ergeben vermag.

Es ist mir in Spanien eine Gastfreundschaft in dem ausgezeichnetsten Sinne des Wortes zuteil geworden.

In Sevilla habe ich in gesellschaftlicher Beziehung viel dem Marquis Esquivel zu danken; auch der

Marquise Iscar; die blendende Schönheit der Tochter derselben, Doña Rafaelas, wird stets einer der Sterne meiner Erinnerung sein. So weit es die Befriedigung meines Interesses für die Armee galt, wurde demselben in reichstem Mafse genügt durch Don Joaquin de la Escosura, Oberst und Kommandeur des 50. Infanterieregiments. Dem Marquis Villasegura, Hofmarschall I. M. der Königin Isabella, bin ich für die Ehre verbunden, zu den Hoffestlichkeiten zugezogen worden zu sein. In Madrid zeichneten mich die Herzoge von Durcal und Anzóla, Söhne I. K. H. der Infantin Doña Christina, durch häufige Liebenswürdigkeiten aus; in Altkastilien, in Valladolid, werde ich das gastliche Haus des Brigadiers der Artillerie, Don Pablos de Llano Ponte, nicht vergessen; noch das des Direktors des Staatsarchivs von Simancas, Don Francisco de Paula Diaz, dessen geistvolle Schwester Doña Maria de las Angustias Diaz mir so bald die Salons von Valladolid erschloss. Bei der Erinnerung an den äußersten spanischen Norden weile ich stets in Oviedo, in der liebenswürdigen Familie des Grafen Agüera.

Ich verwahre mich davor, dass der Inhalt der folgenden Kapitel beansprucht, ein unbedingt maßgebender zu sein. Ich verwahre mich vor allem manchem spanischen Freunde gegenüber, welcher, auf sich und seine Bekannten deutend, lächelnd meinen könnte, dass weder er noch sie mit den Spaniern, wie ich sie geschildert, etwas gemein hätten. Meine Schilderung gilt eben der Mehrheit, dem spanischen Volk. Wenn

Irrtümer in ihr enthalten sein sollten, welche auch diese Mehrheit falsch aufgefasst haben, so liegt das eben an der Gebrechlichkeit des menschlichen Urteils und der Beobachtung. Mühe habe ich mir gegeben; und so gebe ich mich denn der Hoffnung hin, dass das ferne, noch so unbekannte Volk durch diese Schrift dem deutschen Verständnis näher gerückt werden möge.

Konstanz, Sommer 1888.

Der Verfasser.

Der Schauplatz.

Wenn es möglich wäre, vom Kamme der Pyrenäen aus den Blick über ganz Spanien zu senden, so würde derselbe durch folgendes Bild belohnt werden. Es würde ihm scheinen, als kämen zwei hohe grüne Wellen angerollt, welche, sich quer über die Halbinsel erstreckend, von einem mächtigen Gletscher herabgestiegen sind, der im Hintergrunde den Abschluss der Landschaft bildet. Die Wellen treiben vor sich her und lassen zwischen sich ein mannigfaches Farbenspiel, welches allerdings auf einer theils braunen, theils fahlen Grundlage vor sich geht; es schwimmt darauf wie eine durch zahlreiche Brücken verbundene Oasenwelt. Da, wo sie die Ränder der Halbinsel berühren, lassen die Wellen gleichsam einen grünen Abstrich zurück.

Diese Wellen sind die kastilischen und andalusischen Scheidegebirge; der Gletscher, von welchem sie herabgeflossen scheinen, ist die Sierra Nevada.

Der grüne Abstrich ist im Osten die Huerta von Alicante bis Katalonien, im Westen der Fruchtbereich von Algarve bis Vigo. Dazwischen liegen braun und verbrannt die Ebenen von Estremadura und Neukastilien, von Leon und Aragon, in welchen nur innerhalb des Filigrans der Flussgebiete die Kleindien der Vegetation sich festgesetzt haben. So gleicht Spanien der unteren Seite eines Magnolienblattes, welche auf braunem Grunde grüne, saftige Rippen zeigt; blasse oder dunkle Punkte darin bezeichnen die Städte.

Noch auf dem Kamme der Pyrenäen verweilend, bemerken wir, dass nach rechts hin eine dritte, die grünste und breiteste Woge, sich vor dem Meerbusen von Biscaya aufstaut; das sind die asturischen und kantabrischen Berge.

Das Grün jeder Welle und der Terrassen, mit denen sie in die Ebene ausläuft, verleiht durch seine jedesmal andere Nüancierung der Region einen abgeschlossenen Charakter. Die Peripherie Spaniens, oder vielmehr der iberischen Halbinsel, ist einheitlicher; sie wird durch das dicke Orangenblatt gebildet, welches der immergrüne südeuropäische Taufschein der Peninsula ist. Dazwischen eingestreut ist das Feigenblatt, der samtene Ruhesitz des Auges, wenn es von dem Glanz der ununterbrochenen Kette der Orangenblätter müde geworden. Wie seltene

Pässe führen Weinfelder in das Innere des Landes hinein; an und für sich nicht sehr wertvoll, sind sie nur die Lückenbüßer der Huertavegetation; ausgenommen in Malaga und Jerez, wo neben dem Wein wiederum die Fruchtbaumvegetation wie ein Lückenbüßer erscheint.

Zwischen der Nevada und Morena dehnt sich das staubige Grün der Olivenwälder aus. In Farbe und Gestalt sind Schicksalsgenossen derselben die spanischen Steineichen; manchmal vermischen sich ihre Reihen und können voneinander kaum unterschieden werden. Als Einfriedungen der Ortschaften und der Äcker treten der Feigenkaktus und Aloe auf, von denen wiederum der letzte durch seine Farbe dem Olivenblatt entspricht. Wenn man im Juni die gelben Blüten des ersteren in unabsehbaren Reihen die Landstrasse herabziehen sieht, erscheinen sie wie ein Fackelzug, dargebracht zu Ehren der gnädigen Gestalt einer Palme, welche ebenfalls blassen aber doch edleren Gesichts, als Steineiche und Olive, hier und da näherzutreten geruht hat.

Dunkler schattiert durch das Grün der Pinien ist der breite Gürtel zwischen der Morena und der südlichsten Terrasse der Pyrenäen. Den Pinien ist der dritte Teil des Landes gewährt; die wenigen, meistens nur in kleinen Gärten oder an den Chausseen sich erhebenden Platanen, Akazien und Fruchtbäume

erscheinen angesichts der Übermacht jener wie Kuriositäten. Die Pinie vermag jedoch auch in dem Falle, wo sie durch die beisammenstehende große Zahl den Anspruch darauf erheben könnte, keinen Wald zu bilden, ebensowenig, wie die Olive es vermag. Die Plattform, welche ihre Krone bildet, ist zu dünn, um durch Schatten und Feuchtigkeit den Boden zu bevölkern. Dann halten sie auch nicht zusammen, wie es ihr Familienverhältnis erwarten lassen sollte; die Kronen berühren einander nicht; die Stämme sind in weite und gleiche Entfernung voneinander getreten. Wo man sie in Schonungen hat zusammenpferchen wollen, scheinen sie sich zu weigern; am wohlsten fühlen sie sich, und sind, soweit es ihre Erscheinung zulässt, auch am schönsten dort, wo ihre Unterlage den Stempel der Wildnis trägt, wie die Ufer des mittleren Duero, manche Stellen der Guadalquivirmündung, endlich zwischen Madrid und der Guadarrama; über den gelben Sandhügeln und den grauen Felsenkämmen schweben sie wie eine dazugehörige wilde Krone.

Die beiden anderen Drittel dieses weiten Gebietes gehören dem größtenteils brachliegenden Tonsande an. Der Wein bedeckt Hunderte von Quadratmeilen; aber er könnte Tausende bedecken. Man kann nicht sagen, dass dieser Gegend das fahle Antlitz nicht genommen werden könnte; im allgemeinen aber hat

der Mensch es nicht gemocht. Ich glaube nicht, dass es eine deutlichere und abschreckendere Identifizierung der Öde giebt, als das südliche Leon, das westliche Altkastilien, das Aragonien nördlich vom Ebro. Die Ortschaften, die Berge, die Ebenen, das Wasser der Flüsse — alles ist so grau oder so braun, dass sich das eine kaum von dem anderen abhebt. In diese Monotonie hineingepflanzt, würden sogar die Dörfer der Tuchler Heide in Westpreußen wie ein Kaleidoskop erscheinen. Weit über diesem Bilde steht dasjenige, welches die Mancha bietet; allein schon durch die Ortschaften, welche, weiß geworden, über den verbrannten Boden wenigstens einen Schimmer des Lichtes hinwerfen. Ich sage verbrannt; denn der neun Monate währende, gleich heftige Angriff der Sonne, verbunden mit der Bewegungslosigkeit der Menschen, vermag die geringen Resultate der dreimonatlichen winterlichen Feuchtigkeit mit einem Erfolg zu unterdrücken, welcher der Vernichtung gleichkommt. Wo der Rasen sich gebildet hat, an den Böschungen der Landstraßen, wagt er es kaum, bis in den Juni zu dauern; manchmal ist er um diese Zeit schon an den Ufern der Flüsse gestorben. Das Moos, dessen Bildung durch die Piniengehölze befürwortet erscheint, schwellt auch in ihrem Bereich nur bedingungsweise auf dem Grunde einer Vertiefung. Nur die Nordküste ist während des ganzen

Jahres mit Wolken bedacht. Weiter südwärts ist der Dunst ein so seltener Gast, dass, wäre das menschliche Auge mit der Fähigkeit versehen, hundert Meilen weit zu wandern, es während vieler Monate die Konturen des Felsens von Gibraltar mit derselben Klarheit unterscheiden würde, wie jene der Türme des Doms von Burgos, welche sich hundert Schritte vor ihm erheben.

Durch die andauernde, und in Kastilien wie Andalusien beinahe gleichmäfsig anwachsende Glut der Sonne auch gleichmäfsig erwärmt, nach allen Seiten hin durch Randgebirge vor den Launen des Meeres geschützt, vermag die durch gleiche Bedingungen beeinflusste Luft nirgends Strömungen zu erzeugen, welche miteinander in Kollision geraten. In den Ländern des europäischen Nordens kämpft man mit einer wagerecht angreifenden Luft; die Spaniens fühlt man von oben herab auf den Schultern lasten; manchmal möchte man auch, durch ihren Duft verführt, glauben, dass sie von unten aus der Erde dringe. Sie bedingt das Schweigen der spanischen Landschaft, welches allein unterbrochen wird durch das metallene Plätschern und Toben der Flüsse.

Die Ebenen, welche zugleich auch Hochplateaus sind, verleihen den Flüssen die laute Stimme. Hier machen sie ohne Erfolg den Versuch, sich zu vertiefen, dort wagen sie den Sprung in die Tiefe; hier

verschwinden sie still unter dem Laube, dort wieder bieten sie die Brust dem ganzen Blick des Himmels; halb Weib, halb Kind, gelangen sie an den Ozean, welcher, das Recht des Stärkeren gebrauchend, sie zwingt an seinem Herzen ruhig zu werden. Unbekümmert und ruhig weiter lärmend betreten der Miño und Duero in Portugal das fremde Haus; der Tajo biegt sich um Toledo mit demselben Laut wie eine Toledanerklinge, welche man aus der Scheide reißt.

Ruhigeren Gemüts sind nur der Ebro und der Guadalquivir. Der erste erhält seine Würde nur durch Zaragoza; sonst ist sein Weichseltypus es nicht wert, dass das deutsche Lied sich mit ihm beschäftigt hat. Anders der Guadalquivir. In Frieden lebend mit dem sanften blumenreichen Abfall seiner Ufer, nachsinnend über das, was der Jenil ihm von Granáda brachte, und über das, was er selbst empfunden, als er zur Moschee von Córdoba emporgeblickt, träumt er sich durch die Welt der Palmen und Oliven in niemals unterbrochenem Adagio auf das Meer hinaus.

Ein Kompendium südeuropäischer und spanischer Vegetation und an die Stelle der Halbinsel gebannt, wo man ein solches am wenigsten erwartet, sind die asturischen Wälder.

Wenn man jenen wildreichen Waldgürtel, das Tarai, am Fufse des Himalaya durchschritten hat

und das Gebirge aufwärts steigt, so soll man in kurzer Zeit die sämtlichen Pflanzenzonen der Erde durchwandern können. Die Tropenzone ist in Asturien natürlich ausgeschlossen; sonst jedoch trifft man, nicht etwa in allmählichem Aufwärtssteigen, sondern gleichsam auf der Fläche der Hand bei einander wachsend, die gesamte Vegetation, welche der Erdgürtel zwischen dem Nordkap und dem Felsen von Gibraltar zu erzeugen fähig gewesen ist. Am nahesten bei einander stehen gerade diejenigen, deren Eigenschaften sie zu einer Trennung berechtigen könnten; die asturische Pflanzenwelt ist die einzige gesellschaftliche Vereinigung in Spanien, in welcher von dem Magnet der Sympathie abgesehen worden ist. Die Maisfelder, deren Kultur die wenigen Thäler, welche vorhanden sind, ausschließlich gewidmet wurden, sind voneinander geschieden durch strotzende Brombeerhecken. In den Gärten, gleichberechtigt durch gleich große Güte ihres Saftes, ihrer Kraft und ihrer Früchte, stehen Feigen-, Nuss- und Apfelbäume bunt durcheinander; die letzteren in einer Mehrheit, dass sie die gesamte Bevölkerung dieser Landschaft für das ganze Jahr mit Cider versehen. Es fesseln die Bündnisse der Eiche mit der Orange, des Eukalyptus mit dem Pflaumenbaum, der Tanne der Tundra mit der Magnolia. Auch die Palme giebt sich hin; freilich unter der Bedingung, dass

der Mensch es mit besonders inniger Liebe ihr vergelte. Ein Baum allein hat sich, die Sitten seines Heimatsnordens nicht vergessend, auch in Spanien zu seinem Wahlverwandten gesellt: still trauernd um den asturischen Fluss, den Nalón, dessen Temperament ebenso leichtsinnig und spanisch ist, wie das des Miño und Duero, haben sich um sein Bett die Erlen versammelt.

Die herrschende Dynastie dieser Wälder sind jedoch die Kastanien. Sie, welche wir uns gewöhnlich als ein Vorrecht der Ebro-Ufer denken, an denen aber keine einzige sich befindet — ihre stete Wiederkehr, sei es in geschlossenen Massen oder als versprengte Wegelagerer, bilden den Kern der asturischen Landschaft. Es sind nicht die gedrillten Gestalten der indischen Kastanien, sondern die südeuropäischen, schattigen Kastanien, mit ihren weichen Linien und mit ihren reichen Früchten. Man sieht sie kaum in jungen Exemplaren; wie die Jugend des andalusischen Ölbaumes, so ist auch die Jugend dieser Kastanien noch die Zeitgenossin des glänzenden Jahrhunderts der spanischen Geschichte gewesen. Nach ihrer grünen Kraft zu urteilen, sind sie heute noch nicht Greise; und vielleicht ist es ihnen beschieden, die Wiederkehr einer versunkenen Zeit zu schauen.

Da der Tierwelt schattige Zufluchtsstätten vor-
enthalten sind, so ist sie auch auf der ganzen Halb-

insel arm; der Weidmann muss mit der Kaninchenjagd vorlieb nehmen. In Asturien, in dessen Schluchten eine reichere Tierwelt Wohnsitze finden könnte, wird ihr Emporkommen gehindert durch eine thätige, ängstlich wachende Bevölkerung, deren weiße, rotgedeckte Häuser man an allen Abhängen kleben sieht. Nur die Zahl der Forellen des Nalon und die der Amphibien fällt auf. Die ersten haben in manchen Jahreszeiten weniger Wert als das Brot; aus den zweiten heben sich besonders die Kröten hervor, welche in den Dörfern in widerlicher Weise den Abend stören. Auch vergeht bei Streifereien in den Wäldern kaum ein Tag, an welchem man nicht einer Blindschleiche, kaum zwei Tage, an welchen man nicht einer *Culebra*, einer Natter, begegnet. —

So bleiben noch die Städte und die Burgen; und, wenn diese es nicht schon durch sich selber sind, sondern als *profanum vulgus* sich um sie her gelagert haben, die Monumente.

An der Nordküste, in Kastilien und Aragonien macht sich die Kluft bemerkbar zwischen dem Hause der Stadt und dem des Landes. In Gallizien, Asturien und in den baskischen Provinzen tragen die Dörfer und abgelegenen Häuser gewöhnlich ein nordisches Kleid: über den weißen Wänden erhebt sich das rote Ziegeldach. In den Städten scheinen auch die Neubauten, wenigstens in der Farbe, in die Fuß-

stapfen jener düsteren vornehmen *Casas solariegas*, der alten Hidalgohäuser zu treten, welche besonders in Oviedo so häufig das Auge fesseln. Es giebt eine Reihe von Ausnahmen; aber so lang dieselbe auch ist, bezeichnet sie doch die Minderheit; das grüne Coruña, das bunte Burgos, die weisse Hafenavenue Santanders vermögen es nicht, der Allgemeinheit ihre Farbe zu oktroyieren.

In Leon, Aragon, Altkastilien und in dem nördlichen Teil von Neukastilien stehen graue Städte braunen Dörfern gegenüber. Beide thun wenigstens dem Auge nicht wohl.

Die Dörfer sind aus Lehm erbaut, in welchen man, um seine Kittfähigkeit zu erhöhen, Pflanzenreste gemischt hat. Derjenige, welcher eine aus diesem Material aufgeführte Mauer, die selbstredend auch auf jede Übertünchung verzichtet hat, nicht als ein Kennzeichen der Armut gelten lassen will, muss wenigstens die primitiven Ansprüche derjenigen bewundern, welche hinter ihr wohnen. Und primitive Ansprüche sind es in der That weit mehr als ein Zeichen der Armut. Ich habe oft genug kastilische Bauern, für deren täglichen Bedarf der Ertrag ihrer kleinen Huerta genügte und deren Weinexport nach Frankreich darauf schliessen liefs, dass sie bares Geld zurücklegen konnten, auf die Spalten in ihren Mauern oder auf den Wind aufmerksam gemacht,

dessen Einzug durch Senkungen der Fenster und Thüren befürwortet wurde; die Leute schienen jedoch die Spalten und Löcher erst auf meine Benachrichtigung hin wahrzunehmen.

In den Städten spielen die Kolonnaden eine Rolle. Man kann einen bedeutenden Teil von Valladolid bei strömendem Regen durchwandern, ohne von diesem, allein durch die Kolonnaden geschützt, erreicht zu werden. Die Säulen stützen nicht nur die Front der Häuser, sondern auch die ganzer Strafsen. — Sieht man von den Kirchtürmen auf sie hinab, so decken Städte und Dörfer sich in der Hässlichkeit. Schaut man diese schwarz-braunen Ziegeldächer, welche von der erschütterten ungleichen Linie des First nach beiden Seiten in konkaven Bogen abfallen, wie die Dächer chinesischer Pagoden, so möchte man glauben, dass sich darunter ein stumpfsinniges, verkrüppeltes Geschlecht, dass sich Lappländer oder Eskimos darunter verbergen müssten, und wundert sich, wenn zwischen ihnen ein fächertragendes lachendes Weib erscheint.

In der Freundlichkeit ihrer Farben in Dorf und Stadt kaum verschieden, beginnt in Katalonien jene anheimelnde Häuserfamilie, welche, durch die Huerta von Valencia nach Murcia ziehend, dort nach rechts sich ausbreitet und zwischen Cordova und der portugiesischen Grenze ihre größte Vollendung erlangt.

In Katalonien sich noch mit einem reinen Gelb begnügend, nimmt sie in der valencianischen Huerta und mehr noch in Andalusien ein Weiß an, welches so fleckenlos ist, dass die Eisenbahnbeamten gezwungen sind während der Fahrt durch diese Gegenden dunkelfarbige Brillengläser anzulegen. Cadiz schwimmt wie eine Wasserrose auf das blaue Meer hinaus.

Verschwunden sind die Kolonnaden und die schwarz-braunen Pagodendächer. An Stelle der ersten sind Orangen- und Palmenalleen getreten, an Stelle der zweiten Plattformen mit Türmen darauf. Denn diesem andalusischen Geschlecht genügt es nicht, nur auf Straßen und Plätzen zu wandeln; in den Stunden, in welchen ihm die beiden aus irgend einem Grunde versagt sind, nimmt es seine Zuflucht zu jenen luftigen Sitzen. — Eine Ausnahme in dem aus Marmor und peinlicher Sauberkeit zusammengesetzten heißen Schnee dieser Städte und Dörfer macht nur Málaga: wie ein Stück verräuchertes, wenn auch rauchloses England profanisirt es die reine Bläue der vor ihm sich ausbreitenden Bucht.

Es ist bekannt, dass der größte Teil des spanischen Adels in den Städten wohnte. So ist die Anzahl der freistehenden autonomen Burgen geringer als in anderen Ländern; größer dagegen ist die Anzahl der Festen, welche, von Städten umgeben, die Citadelle derselben bilden, wie in Zamora, Car-

mona, Tarifa, Alicante u. s. w. Wo sie allein stehen, ersieht man schon aus ihrem Bau, dass nicht ein selbständiger Ritterwille ihre Gründung befohlen, sondern nur die Weisung des Königs oder die des Ritterordens, welche den Geschmack dem Nutzen und der Notwendigkeit nachsetzte. Unsere modernen soldatischen Kritiken würden sich dahin resümieren, dass der größte Teil dieser Burgen, hauptsächlich diejenigen Kastiliens, welche sich allerdings, weder durch eine wichtige Heerstrasse, noch durch den Lauf eines Flusses, noch durch die unzugängliche Verteidigungsstellung einer Felsenkuppe berufen, durchaus unmotiviert aus der Ebene erheben, verfehlte Feldwachstellungen seien, die nur von unfähigen Führern bezogen werden konnten. Vor allem ist solche Ansicht gegenüber dem Schlosse von Fuensaldaña begründet. Aus dem größeren Viereck einer gelben Zinnenmauer erhebt sich das kleinere und höhere Viereck eines Turmes, welches jedoch nicht hoch genug ist, um als Aussichtspunkt die niedrigen Hügel in der Nähe zu beherrschen; die elende Kirche des gleichnamigen Dorfes überragt noch den Turm. Und doch ist dieses Fuensaldaña die bezeichnendste Veranschaulichung eines mittelalterlichen spanischen Kastells, ist eine körperlich dargestellte Ethymologie des Wortes „Kastilien“; der Turm, welchen Spanien im Wappen führt, scheint der Abdruck Fuensaldañas zu sein.

„Turm“ ist vielleicht nicht das geeignete Wort, um den Hauptteil einer kastilischen Burg zu bezeichnen; dieser vierschrötige plumpe Gesell, den die Spanier Cubo nennen, ist eher eine bombenfeste, mehrstöckige Defensivkaserne. Die luftigen Zacken, in welche eine deutsche Ritterburg ausläuft, fehlen; es scheint, als habe der Kastilianer schon in jener Zeit durch diese Bauart seine Eingenommenheit gegen jedes mühselige Aufwärtssteigen kundthun wollen. Beim Kastell von Peñafiel fehlen die pfeilerähnlichen Fortifikationen so sehr, dass seine Mauern, obgleich diesesmal auf einem Hügel gelegen, aus der Ferne wie ein breiter Haufe zusammengeschobener Theaterkulissen erscheinen.

Im Gegensatz zu den Kastilianern haben die Mauren ihre Schlösser mit Vorliebe auf Bergkuppen gestellt; weniger ihr Geschmack, als das ungleiche Fundament, welchem sie oben begegneten, hat diese Burgen auch reizvoller gestaltet. Doch fehlt ihnen das, was neben den zackigen, luftigen Linien der andere große Zauber der deutschen Ritterburgen ist: das Waldesgrün — dieses Waldesgrün, das ihren Fuß umgiebt, und welches, die Naturgesetze anscheinend verkehrend, ein beweglicher, gaukelnder Scheitel geworden ist, auf dem die schweren Türme leichter als der Gedanke schweben. Das Fehlen des Waldesgrüns bewirkt es auch, dass Burg und Fels wie aus

einem Stück erscheinen und die erstere wie ausgehauen aus dem Gipfel des letzteren. So nimmt man keine Trennung zwischen Felsen und Mauer wahr, auch in der Farbe beider nicht, wenn man z. B. südlich von Córdoba zu dem gelben Kegel von Almodóvar empor-
schaut.

Mit Ausnahme der Goten, welche ihre dreihundertjährige Hegemonie durch kein Monument ersten Ranges zu verherrlichen wussten, das noch in unserer Zeit mit ungebeugtem Scheitel von ihnen zeugen könnte, haben alle Völker, die über Iberien schalteten, ihren Fuß auf seinem Boden eingegraben. In den Spuren desselben lassen sich der Charakter und die Aufgabe jedes einzelnen deutlich erkennen. Der kriegerische, durch zivilisatorische Mafsregeln sich sichernde Vormarsch der Römer hat sich durch die Anlage von Straßen, Brücken und Wasserleitungen bemerkbar gemacht; der stets aus kirchlichen Impulsen sich ergänzende, nach Süden strebende Willen der Kastilianer lässt sich aus der Anzahl der Kirchen, welche ihnen in langen Reihen auf dem Fusse folgten, feststellen. Im Süden endlich ziehen sich zerbröckelnd zurück die schwachen, nur auf die kurze Freude einer Sommerherrschaft berechneten Bauten der Mauren. Dass dieselben heute noch nicht zerfallen, sondern manchmal mit dem Erfolge römischer Bauten der Zeit

zu trotzen vermögen, ist nicht ein Zeichen ihrer Kraft, sondern von der Güte des Klimas, welches in Andalusien ein so guter Verwalter ist, dass jene Fahne des San Fernando, mit welcher derselbe vor sechshundert Jahren in Sevilla einzog, noch heute bei Prozessionen fröhlich flattern kann, und der Körper der Maria Coronel, die zur Zeit Pedros von Kastilien lebte, noch so unversehrt ist, als wäre er eben entschlafen.

Als jedoch die kastilischen Bauwerke nach Süden vorrückten, wanderten sie an manchem fremden Stil vorüber. Gleich wie die strengen Makedonier, welche das ganze Morgenland zum Proselyten gemacht hatten, durch dasselbe unmerklich in Tracht und Sitten verwandelt wurden, so wurden eben jene Bauten nach Süden hin, jedem Jahrhundert ein größeres Stück des Angestammten zum Opfer bringend, gegen das Fremde allmählich nachsichtiger und toleranter. Der gotische Dom von Burgos, bald nach 1200 erbaut, missachtet noch alles, was nicht orthodox ist und von den Goten stammt; der Dom von Toledo, um 1450 beendet, ist bereits am Römischen vorbeigekommen und hat die Gelegenheit wahrgenommen, sich mit dem Heidentum zu versöhnen, indem er die Architektur desselben seiner Gotik einverleibt hat; der Dom von Sevilla endlich, nach 1500 vollendet, fand die verwaiste arabische Kunst vor, und hat,

als großmütiger Eroberer ihr den Platz zwischen der gotischen und römischen Kunst anweisend, sie von ganzem Herzen adoptiert.

Heute scheint die Arabik dermaßen ein Liebling des spanischen Volkes geworden zu sein, dass sie sich mächtig genug fühlt, an die Spitze einer Reaktion in der Architektur zu treten. Die Gebäude der Eisenbahnstationen in Andalusien, die Kiosks und Landhäuser daselbst werden in maurischem Stil aufgeführt; sogar jene kalten positiven Kaufleute von Barcelona beginnen in den Palästen, welche sie auf dem Paseo de Gracia errichten, ihre arabische Sehnsucht in manchem Hufeisenbogen, in manchem versteckten Ajimez zu ver-
raten. —

Dieses seltene Land, in seiner Bodengestaltung, in seinen Strömen Afrika so ähnlich, in den Sitten und Anschauungen nicht denen Europas nachstehend, aber doch eigentümlicher geartet als dieses, schließt auch in einer eigenen Weise nach Süden ab.

Als Endpunkt einer flachen, sandigen Landzunge muss der Felsen von Gibraltar dem gewöhnlichen Mann unverständlich erscheinen, eine Laune des Schofses der Erde. Verständlich erscheint er dem Poeten: ihm ist sie das größte Monument der Erde, von Gott selber errichtet als Markstein der Trennung der Zeiten. Ostwärts schaut das

Auge auf die ruhig gewordenen Fluten des Mittelmeeres, auf den Schauplatz des Altertums und der Vergangenheit; westwärts auf die hohen Wogen des Ozeans, auf welchen stolz die neuere Geschichte und die Zukunft einherzieht.

Stammesverschiedenheiten.

Es ist das Privilegium der südeuropäischen Landschaften, dass ihre angestammten Völker die äusseren Merkmale der eingedrungenen germanischen Eroberer gar nicht oder doch nur für kurze Zeit in sich aufnahmen: gleichzeitig mit dem Aufhören ihrer Herrschaft sind die Fremdlinge gewöhnlich spurlos in das Niveau des von ihnen regierten Volkes versunken. Umgekehrt, d. h. tiefer und nachhaltiger, haben die romanischen Völker gewirkt, wo sie den Fuß auf germanischen Boden gesetzt hatten. Nach Skandinavien sind sie gar nicht gekommen; und doch haben sie durch uns Deutsche, denen sie, nicht etwa durch eine tausendjährige Herrschaft, sondern gleichsam kokettierend und über Deutschland hin den zu demselben Zweck bereiten Slawen die Hand reichend, ohne große Mühe das blonde Haar genommen haben, auch eine dunklere Schattierung in jene abgelegenen jungfräulichen Gegenden gebracht. Die einzige Land-

schaft, in welcher das blonde Haar mit unbestreitbarem Erfolg gegen das dunkle romanische gekämpft hat, ist Oberitalien; dazu bedurfte es jedoch der unerhörten Anstrengungen der Römerzüge und fortwährenden Invasionen von der Zeit der Ottonen an bis auf die österreichische Okkupation des gegenwärtigen Jahrhunderts. Sonst ist das germanische Haar überall aus dem Felde geschlagen worden: die Heruler, Rugier, Ostgoten und Normannen sind unter den Italienern untergegangen, die Franken unter den Galliern, die Westgoten unter den Iberern. Nicht beeinflusst von der vorübergehenden fremden Erscheinung dauerte unverändert der einheitliche Menschenschlag weiter, welcher als solcher schon vor der Invasion und seit historischer Zeit das Land innegehabt hatte.

Einheitlicher noch als anderswo ist der spanische Menschenschlag. Man bemerkt immerhin auf den ersten Blick, auf die erste Unterhaltung hin den Abstand, welcher den Bretonen von dem Gascogner, den Piemontesen von dem Neapolitaner trennt. Dagegen gehört eine gewisse Zeit dazu, und auch viel mehr Kopfzerbrechen, als dies gehabt zu haben die Touristen gewöhnlich behaupten, um sich über die Nüancen im Charakter und in der Erscheinung der spanischen Stämme klar zu werden. Eine scharfgeränderte Insel unter den Spaniern, und als solche

auch einem unerfahrenen und oberflächlichen Blick sich darbietend, ist eigentlich nur der Stamm der Katalonier; dagegen sieht man arabische Augen und gewandte Menschen ebenso häufig in Madrid wie in Sevilla; demnach ist es leichtsinnig, aus der alleinigen Kenntniss Sevillas den Typus des Andalusiers feststellen zu wollen: das darf man erst, wenn man Guadix, Carmona, Ecija oder Moron, also Orte mit möglichst unvermischter Bevölkerung, in Augenschein genommen hat; ebenso, wie man, um den kastilischen Typus zu definieren, erst das an der portugiesischen Grenze gelegene Kastilien und Leon besuchen muss, deren Bevölkerung gleichfalls noch möglichst rein von fremdem Zusatz ist; und später erst Madrid, dessen Bevölkerung uns doch nur ein bedeutend poliertes und nach den Ansprüchen des Jahrhunderts modifiziertes Bild des kastilischen Charakters zeichnet.

Die Entstehung und Entwicklung des Charakters des Kataloniers, dieses Gegensatzes sämtlicher spanischen Stämme, ist schwer zu begründen. Er ist, wie jene, denselben Bedingungen des Klimas und des Bodens unterworfen; dessenungeachtet hat er sich dermaßen von dem Klima emanzipiert und den Boden von den allgemeinen spanischen Gewohnheiten, dass seine Landsleute ihn den Engländer der Peninsula schimpfen. Er glaubt weniger an das spanische Vaterland: in den unteren Klassen und auch

in einem Teil der mittleren, also gerade dort, wo bei den übrigen Spaniern die Vaterlandsliebe am glühendsten ist, werden partikularistische und sogar separatistische Ideen gepflegt; in ihnen hält man es nicht für unmöglich, die Landschaften Katalonien, Aragonien und Valencia, also die drei Bestandteile der ehemaligen Krone von Aragon, abermals als selbstständiges Reich zu vereinigen. Die Soldaten, auch wenn sie eingeborene Katalonier sind, werden noch „Kastilianer“ genannt, d. h. Eindringlinge, unter deren Joch man noch seufze. — Die persönlichen Eigenschaften sind nicht glänzend; Witz, ein verbindliches Wesen haben hier keine Heimatsrechte. Die Katalonier sind normale Verstandesmenschen; als hervorragendere Begabung besitzen sie nur die kaufmännische Spekulation. Der Positivismus spiegelt sich sogar da wieder, wo man ihn am wenigsten erwartet; die Dame, welcher man auf der StraÙe den Fächer aufhebt, sagt nicht etwa „danke“ dafür, sondern nur: *es el mio* — der gehört mir.

Nur einen Augenblick, in der Äußerlichkeit wie im Charakter, den Kataloniern gleichend; und gleich darauf das umgekehrte Urteil erzeugend, tritt uns der Aragonese entgegen. Die Natur hat hier ein seltsames Werk geschaffen; nicht allein dass sie, dieselben nur durch einen schmalen Gebirgswall trennend, die leichten Leute der Gascogne und des

Languedoc den nordiberischen Spaniern dicht an die Seite setzte, d. h. zwei Rassen, welche in Gedanken, Worten und Werken sich antipodisch gegen die Pyrenäen stemmen; sondern auch, dass sie auf der Mittagsseite des Gebirges drei unter sich verschiedene Stämme, die Katalonier, Aragonesen und Basken, zu formen beliebte, während sie den südfranzösischen Stamm durch einen einheitlichen Charakter auszeichnete.

Der Gegensatz zwischen Südfranzosen und diesen drei Stämmen tritt am packendsten hervor bei den Aragonesen. In dem Auge, den Zügen, den Bewegungen des Gascogners wird dreimal mehr Kultur und Intelligenz geheuchelt, als er sie in der That besitzt; in den etwas bewegungslosen Augen und Zügen, in den etwas plumpen Bewegungen des Aragonesen wird indessen dreimal weniger zur Schau getragen, als wirklich vorhanden ist. Der Südfranzose schlingt sich in die gelungensten Knoten, um willfährig und höflich zu erscheinen; der Aragoneser ist weniger einsilbig als rauh und stößt ab; er wird aber nach einigen Stunden schon wärmer und bittet, nicht durch Lächeln oder durch Verbindlichkeit, sondern durch markerschütterndes Händeschütteln und einschlagende Thaten sein früheres Misstrauen ab. Wenn man ihm sagt, man habe Durst und bitte ihn um ein Glas Wasser, so macht er ein Ge-

sicht, als wolle er einem an die Ohren schlagen; sein Grimm richtet sich jedoch gegen ihn selbst; er kann es sich nicht vergeben, dass der andere einen Wunsch hatte und dass er selber nicht schon längst den Gedanken gehabt hat, diesen Wunsch zu befriedigen; dann schleppt er nicht Wasser herbei, sondern alles Ess- und Trinkbare, was er überhaupt im Hause hat. Es ist derjenige unter den Spaniern, welcher von seinem Patriotismus am wenigsten Aufhebens macht; es ist auch schwer, ihn darüber zum Reden zu bringen. Man sieht es ihm bei solchen Gelegenheiten an, dass die Verteidigung von Zaragoza ihm eine Thatsache ist, deren Wiederholung nicht oft genug ins Werk gesetzt werden könnte; aber er spricht es selten aus, und geht gern auf ein anderes Thema über. Sein Patriotismus ist anderer Art, wie derjenige der übrigen Spanier; bei diesen ist es eine Art fortdauernder, nicht müde werdender Elan; bei ihm dagegen ist es ein unerreichter Ausdruck des Pflichtgefühls, eine Religion, welche ihm zu heilig ist, als dass er es wagte, ein liebeglühendes Gedicht an sie zu richten. Dem Kastilianer, dem Andalusier ist Spanien immerhin das schöne Weib, für welches er sich schlägt; für den Aragonesen ist es das ehrwürdige, weißhaarige Elternpaar.

Der fröhlichste der drei spanischen Grenzstämme

ist der der Basken und Navarresen. Es ist überhaupt zu bemerken, dass der Frohsinn der Spanier weniger von Norden nach Süden, denn von Osten nach Westen hin zunimmt. In der Bevölkerung der Küste zwischen Murcia und Port Bou ist das Gedrückte vorherrschend; zwischen Granada und Zaragoza wird das Bild schon belebter; unbedingter Lärm herrscht zwischen Asturien und Sevilla. — Altkeltische Eigenschaften machen sich bei den Basken außer der wohl-erhaltenen und eifrig gepflegten Ursprache kaum bemerkbar, weder geistig noch körperlich; doch tritt bei ihnen die Neigung für das Alte, welche wir sonst nur in den Kreisen der Geburtsaristokratie heimisch und erklärbar finden, so plastisch und überraschend hervor, dass aus ihr allein schon eine Charaktereigentümlichkeit sich ergibt, welche den Basken in Gegensatz bringt mit allen anderen Spaniern. Sie alle lieben das Alte; aber sie wollen es beibehalten wissen mit den Modifikationen, welche das Jahrhundert erfordert; der Baske, im Denken und Wissen weiter fortgeschritten als seine anderen Landsleute, und durch die ideellen Instinkte seines Handelns auch dem nur nach materiellen Impulsen handelnden Katalonier voraus — also nach unseren modernen Begriffen reif für den Genuss der größten politischen Freiheit — der Baske kämpft dennoch für das vergangene Jahrhundert, und bedingt ausdrücklich den

Wegfall der Ideen von 1789 und all der Einrichtungen, welche andere Völker als wertvolle Errungenschaften jener Ideen betrachten. Es ist selten, dass ein ganzer Stamm dieses thut; und da der Baskenstamm durch seine Intelligenz und durch sein Wissen stimmberechtigter ist als mancher andere, der, von aller Welt gepriesen, für das Gegenteil kämpfte, so müsste ihm wenigstens nicht allein dasselbe Interesse, sondern auch ein eifriges Gehör von seiten des richtenden Europa geschenkt werden.

In der Rede des Asturianers und Gallegos, welche im allgemeinen ausgelassen klingt, wie die des Sevilianers, weht ein leiser Hauch des Positivismus. Es wird viel nach Geld und Gut gefragt. Vielleicht ist der Grund davon nicht allein der, dass dieses wald- und bergereiche Land, dessen mannigfache Früchte wohl ein vortreffliches Kompott abgeben, aber kein magenfüllendes Brot, der Erzeugung dieses letzteren so wenig geeignete Stellen reserviert und dadurch seinen Bewohnern einen rührigen Kampf mit dem Leben aufgezwungen hat. Der andere Grund könnte sein, dass durch die aus jenem ersten Grunde sich ergebende fortwährende Aus- und Rückwanderung nach und von Amerika eine materielle Richtung nicht vermieden werden kann.

Asturianer, Kastilianer und Leonesen sind im Typus gleich, wenigstens im Gesichtstypus. Die

beiden letztgenannten sind überall ein mageres Geschlecht; in Burgos und Valladolid etwas hölzern; die Kastilier südwärts der Guadarrama sind etwas abgerundeter in den Bewegungen. Altkastilien ist die einzige spanische Landschaft, in welcher ich einen wenn auch nicht bedeutenden Unterschied in den Formen und der Denkweise der Altersklassen wahrgenommen zu haben glaube. Der Katalonier, der Aragonese, der Asturianer, der Andalusier sind fertig mit dem zwanzigsten Lebensjahr; der Altkastilianer dagegen erzieht sich noch ein Dutzend Jahre länger. Der ältere Altkastilier ist ein bescheidener, feinflächelnder Mann, welcher mit Vorliebe zuhört und sein Urtheil als nicht maßgebend wenigstens dem des Fremden nachzustellen scheint; der jüngere dagegen provoziert gern und beschränkt seine Formen auf die landläufigen Phrasen. Bei den Madrileños kommt zu der Abrundung noch das Feine; das ist aber nur die natürliche Folge des umstrittenen Trottoirs von Madrid, einer Stadt mit einer halben Million Seelen; es ist das Konkordat, welches das ausländische diplomatische Korps und die in Menge anwesenden Fremden sich allmählich erstritten haben. Davon abgesehen sind die Madrileños und Neukastilier überhaupt schönere Menschen als ihre nördlichen Vettern.

Diejenigen, welche unseren Voraussetzungen von

echt kastilischem Typus am meisten entsprechen, wohnen zwischen Zamora und Salamanca. Ich lese in dem geographischen Werke des Göttinger Professors Doktor Wagner die Behauptung, dass man in jenen Gegenden noch reine Gotentypen finden soll; das ist unrichtig. Es sind lange, nervige, nur anscheinend ausgemergelte Gestalten, welche den braungelben mageren Kopf etwas nach vorn geneigt tragen. Die Arme sind unverhältnismäßig lang; an den nach vorn durchgedrückten Knieen würde ein preussischer Kompanie-Chef wenig Freude haben. Es muss erwähnt werden, dass in diesem Teil Kastiliens noch die nationale Tracht gepflegt wird; hier, dann in der Huerta von Valencia und Murcia, endlich in Aragon, wo sie sich freilich meistens auf das famose Kopftuch beschränkt, hat sie der Zeit und ihrem Nivellement widerstanden. Es ist wieder eine der Eigentümlichkeiten, mit denen der Schöpfer dieses Land gesegnet, dass die Stammes-trachten in den Gebirgen geschwunden sind und gerade in den Ebenen, die ja den fremden Einflüssen und Sitten verteidigungslos offenstehen, und in anderen Ländern denselben auch bald und schon lange unterlagen, sich noch erhalten haben.

Es ist bemerkenswert, dass der Altkastilianer sich unter den Spaniern für den ersten hält. Er erachtet sein Blut für rein iberisch, während er

dem Blut der anderen nur geringe iberische Bestandteile zuerkennt. Er meint, er sei es gewesen, der schon in Sagunt dem Hannibal und in Numantia dem Scipio Widerstand geleistet; er allein habe die Reconquista unternommen und siegreich durchgeführt. Doch ist er mit diesem Bekenntnis zurückhaltend, wie es ja auch durch die Delikatesse gegenüber seinen Landsleuten geboten wird; erst nach langem und intimem Umgang kann man ihm dasselbe entlocken. Den Aragonesen achtet er hoch; die Gesellschaft des Andalusiers ist ihm angenehm; in ernstesten Angelegenheiten hält er ihn jedoch nicht für kompetent.

Der Andalusier charakterisiert sich dadurch, dass er alles, was nördlich von ihm wohnt, auslacht, und mit niemandem tauschen möchte. Den Katalonier mag er nicht leiden; der Aragonese ist ihm gänzlich unbekannt; über den Kastilianer zuckt er die Achseln, im übrigen ist ihm dieser ebenfalls angenehm. Er hat keine Überzeugung außer derjenigen, dass das Leben schön und zum Genießen da ist; sein Auge und sein Lächeln lesen sich wie der Kommentar zu einem Bodenstedtschen Mirza-Schaffy-Liede. Es ist wohl der glücklichste Mensch auf der Welt. Wenn man wissen möchte, wie viel er auf seine arabischen Ahnen giebt, ob er sein Blut in Ehren hält; wenn er es bejaht und wenn

man ihn dann fragt, wie er das beweisen möchte, so erzählt er nicht etwa begeistert eine Alhambralegende, deutet auch nicht auf die arabischen Augen seiner Frauen, sondern meint lachend, das vornehmste Zeichen seiner maurischen Abkunft sei, dass er auch heute noch nicht gern zur Messe gehe.

Der spanische Charakter.

Mit der Proklamierung des Nationalitätsprinzips verband das gegenwärtige Jahrhundert zugleich den Keim zum Untergange desselben. Dieser Keim ist der Zwang, den es den Nationen auferlegte, sich durch starke und gute Gesetze oder Einrichtungen, welche denen der anderen Nationen die Wage zu halten vermögen, zur Geltung zu bringen. So wird der allgemeine Wettstreit endlich Kulturfortschritte erzeugen, welche einander parallel laufen und in ihren Wirkungen sich decken müssen. Der Abschluss wird ein internationales Niveau sein, in welchem die Wellen der nationalen Eigentümlichkeiten für immer zur Ruhe gegangen sind.

Der Weg dazu ist von Europa bereits mit Erfolg betreten worden. Seine Ansicht über die Modifizierung der historischen Hinterlassenschaften ist in allen seinen Teilen, Russland und die Türkei ausgenommen, dieselbe. Die Embleme werden ausgelöscht, die Dokumente werden zerrissen, die Monumente

werden zertrümmert oder verlieren durch eine Verwendung, welche ihrer ursprünglichen entgegengesetzt ist, den Charakter; der moderne Bildersturm hat nicht allein Personen und Stände umgeformt, sondern hat es auch gewagt, seine Hand an die Charaktere der Völker zu legen, hat das oben erwähnte Niveau kräftig eingeleitet.

Es sind heute noch die konservativen Faktionen, welche solche Altertümer in Schutz nehmen, und mit denselben, obgleich gewöhnlich unbewusst, den Charakter des Volkes, dem sie angehören. Die feindliche Stärke besteht weniger in dem Angriff der gegenüberstehenden Faktionen als in der Passivität und Gleichgültigkeit des großen Haufens.

Den Voraussetzungen weichend, welche sich aus solchen Betrachtungen ergeben, verzichten wir beim Betreten eines fremden Landes, die Bevölkerung desselben heute noch so vorzufinden, wie die Geschichte sie uns beschreibt. Wir sind einverstanden, wenn wir den dritten Teil der heutigen Norweger, der Nachkommen der seeraubenden Wikinge, mit Augengläsern einhergehen sehen infolge allzu leidenschaftlichen Anteils an gelehrter Arbeit; einverstanden, wenn wir in die spanischen Klöster Soldaten eingezogen sehen, oder wenn in den Ruinen des Palastes, von dessen Fenster aus einst Roderich sich an dem silbernen Fuß Florindas weidete, heute die Wäsche-

rinnen des Tajo Wäsche trocknen; einverstanden sogar, wenn jenes Haus, in welchem Estrella, der Stern von Sevilla, dem Könige Sancho so ernsthafte Lektionen in der Liebe gab, heute eine Elementarschule für kleine Kinder geworden ist.

Nicht einverstanden indessen sind wir, wenn wir einem Volkscharakter gegenübertreten, welcher uns nicht allein durch die Geschichte, sondern auch durch die Zeitgenossen unter ganz anderen Formen vermittelt zu werden pflegt. Nicht, dass die Geschichte und die Zeitgenossen uns über die noch heute erhaltenen Eigenschaften jenes Charakters getäuscht hätten; die Rüge gilt nur dem Gewand, mit welchem sie diese Eigenschaften umgeben hatten. Nachdem wir dasselbe entfernt haben, entdecken wir ein anderes, echtes Gewand; um endlich, wenn wir nach langem, mühevollen Studium auch dieses gelüftet haben, durch den Anblick der ersehnten Charaktereigenschaften belohnt zu werden.

Der heutige Spanier macht auf den Beobachter drei Eindrücke geltend, welche in nicht zu kurzen Zwischenräumen aufeinander folgen. Der erste derselben ist ein befremdender und abstoßender; der zweite ein versöhnender; der dritte endlich ist ein wohlthuender, beinahe bestechender, welcher den Fremden zwingt, des Spaniers aufrichtiger und begeisterter Freund zu werden.

Nicht nur der Engländer oder die delikate nordische Dame, sondern auch der vorurteilsfreie, kühle Forscher wird während der ersten drei bis vier Monate nicht umhin können, Unbehaglichkeit, sogar Ärger zu empfinden über den Spanier, als einen fluchenden, speienden Menschen, welcher dem höflichsten Gruss gegenüber den Hut nur leise lüftet, welcher manchmal die Hände auch dann nicht aus den Taschen zieht, wenn er mit einer Dame die Française tanzt, welcher stets geneigt ist, sich über den Fremden in ziemlich unverschleieter Weise lustig zu machen, und dessen Lieblingsangewohnheit es ist, jeden Gedanken, der ihm einfällt, jedes Wort, das ihm gesagt wird, in das Gebiet der Zote hinüberzulenken. Nichts wird zu seinen Gunsten verändert, wenn man seinem wenig wohlklingenden Organ lauscht, wenn er im Waggon sein Frühstück anbietet, oder wenn er der Dame, welche man am Arm führt, ein rasendes Kompliment ins Gesicht sagt, oder mit seinen Bekannten laute Bemerkungen über dieselbe macht; sein *hombre* oder *amigo*, mit dem er uns bei der ersten Begrüßung die Hand schüttelt, scheint uns, auch wenn wir demokratischen Tendenzen huldigen, zu sehr sans façon. Trotz seiner Leidenschaft für die Ironie scheint uns seine Haltung, sein ganzes Benehmen auf der Strasse etwas gedrückt; wir wundern uns über den Gegensatz,

wenn wir ihn gleich darauf im Café als Teilnehmer an einem Lärm finden, dessen Extravaganz wir uns in Nordeuropa schwerlich gefallen lassen würden. Wir haben etwas anderes erhofft. Geschichte und Reise-schriftsteller bereiteten uns vor auf ein gravitästisches, ernstes Volk, welches seine Bewegungen auf das allerengste Maß beschränkt, welches höchstens den rechten Arm ausstreckt, um die wenigen Worte, welche es spricht, rhetorisch zu bekräftigen; hinter der hohen finstern Stirn aber wohnen allerlei unheimliche Leidenschaften, besonders Eifersucht, welche sich dann und wann mit einem Degen oder Dolchstoß Luft macht; sein Gefühlsleben ist ein Geheimnis, seine Familie ist ein unbekanntes Land. Die Peinlichkeit des ersten Eindrucks muss nach diesen Erwartungen bemessen werden, mit welchen man dem fremden Volke genäht ist.

Der andere Eindruck, welcher nach einigen Monaten fühlbar wird, ist versöhnend.

Die nordische Konvenienz, aus welcher der Übergang in entgegengesetzte Verhältnisse zu jäh war, beginnt der Erinnerung anzugehören. Man veranlasst sich selbst, den Lärm, das Lachen, die ungebundene Lebenslust des Spaniers auf Natürlichkeit zurückzuführen. Es fällt uns auf, dass er mit seinen Scherzen und Einfällen eigentlich immer nur die Klasse angegriffen hat, der wir durch die Erziehung

angehören, dass er diese Erziehung auch verwundet, aber niemals die Gebrechen unserer Individualität; er zielt nie auf unser Herz. Wenn es erlaubt ist, ein Wort Ludwig Börnes anzuwenden, welches derselbe für die Gestalten der Cooperschen Romane gebraucht, so möchte ich die Spanier jungfräuliche Menschen nennen, dem neunzehnten Jahrhundert zum Trotz. Haben wir diesem zweiten Eindruck nachgegeben, so lieben wir die Spanier noch nicht; aber sie sind uns näher getreten, wir fühlen uns fähig mit ihnen Freundschaft zu schliessen; dem ersten Eindrucke weichend, waren wir hochmütig genug, sie nicht auf dieselbe Stufe mit uns zu stellen und unsere Neigung ihnen vorzuenthalten; welches letztere um so schmerzlicher war, da wir dies gegen unseren Willen thun mussten, die wir mit so günstigen Vorurteilen dem romantischen Volk gegenübergetreten waren.

Wenn man nun den Spanier einige Jahre beobachtet hat und davon überzeugt worden ist, dass sein Wesen auf der Gasse, der Standpunkt, von welchem er dem Fremden in der Öffentlichkeit gegenübertritt, nur einen untergeordneten Teil seiner Charakteristik ausmacht, kommt man zum Schluss, dass sein Umgang dem der meisten anderen Nationen vorzuziehen ist. Er ist ein Mensch, dessen lebenswürdige nationalen Gebräuche ihm in den Augen

des Beobachters anfangs nicht über seine grandiose persönliche Nonchalance wegzuhelfen verstehen; man wartet und endlich giebt er den besten Wein zuletzt. Man gewinnt ihn nicht allein dadurch lieb, dass er die Freiheit, die Nachsicht, den Genuss, welchen er für sich selber reklamiert, auch für den Freund, für den Fremden in demselben unbeschränkten Maße fordert, und, wenn jenem Schwierigkeiten bereitet werden, sogar auf seine beliebte Indolenz verzichtet, um für das Wohlergehen des anderen einzustehen; man gewinnt ihn auch darum lieb, weil seine Freundschaft alle jene vermissten Eigenschaften entschleiern, welche die Tradition uns vermeldet; sie ist der Führer, ist der Dolmetscher für jene Eigenschaften, welche der erste Eindruck uns als absprechende Unverständlichkeiten erscheinen liefs. Sein phantasiereiches Fluchen ist ein Produkt des romanischen Blutes, welches er mit dem Italiener teilt; sein Politisieren ist ein nichts bedeutender Impuls ebendesselben Blutes, eine Rakete, welche spurlos in der Luft zerplatzt; seine Flegelei ist ein Produkt des Klimas; seine einzige und wirkliche Schuld ist nur die Indolenz gegenüber seinem Selbst: was übrig bleibt, ist ein dem Deutschen verwandter Charakter, vornehmlich in der Anlage zur Philosophie, die bei dem Deutschen durch die Schwere des Blutes und durch die harte Arbeit, welche ihm sein Klima auferlegt,

zum Pessimismus hinüberlenkt, beim Spanier aber, gemäß den Anleitungen des über ihm thronenden wolkenlosen Himmels, gemäß dem leichten Erwerb, zu welchem ihm sein fruchtbares Land und sein noch immer großes, aus Amerika stammendes Nationalvermögen verhilft, zum Optimismus führt.

Es sei mir erlaubt, den spanischen Charakter, wie er sich in letzter Phase modifiziert, zu schildern.

Die Denkweise, die Handlungsweise des Spaniers wird bestimmt durch die Sympathie, welche der passive Gegenstand ihm einflößt. Die Gerechtigkeit und die Unparteilichkeit nicht unbedingt; sie leiden nur dann, wenn der betreffende Gegenstand ihm vor Augen gestanden hat; sein Auge ist sein Urteil. Dieses Auge ist keineswegs oberflächlich, es lässt sich durch die Schönheit allein nicht bethören; es hat auch Instinkt für die versteckten moralischen Eigenschaften. Der Spanier achtet diese Eigenschaften hoch, wenn seine Erziehung und das objektive Urteil der Welt dieselben für wertvoll erklärt hat; er achtet dieselben aber noch höher, wenn sie, obwohl leichteren Inhaltes, der Spiegel von dem sind, was er selbst in seiner Seele trägt.

Nach der Sympathie, welche er empfindet, richtet er auch das Maß seiner vornehmsten und lebenswürdigsten Sitte ein, das der Gastfreundschaft. Er

selber behauptet, diese Gastfreundschaft sei unbedingt und unbegrenzt; jeder trete in ihre Rechte, und der Ausländer vor allen anderen; aber er täuscht sich, vielleicht sich selber dessen nicht bewusst, über die Unterschiede, welche er in der That macht. Gegen Individuen, welche ihm nicht sympathisch sind, kann er, schon im Augenblick des ersten Begegnens, nicht nur ablehnend, sondern auch ausgesprochen ungezogen sein; sein Missfallen pflegt sich darin zu äußern, dass er sich in Gegenwart des ihm Antipathischen keinen Fluch und keine Zote erlaubt, und dem anderen keine Gelegenheit bietet, selber dergleichen auszusprechen. Denn eine Zote, die natürlich von Geist begleitet sein muss, ist gewissermaßen die Friedenspfeife, welche man mit dem Spanier raucht, ist oft die Grundlage einer innigen, wahren Freundschaft.

Sympathisch ist dem Spanier der, welcher dasselbe thut, wie er, d. h. derjenige, welcher schwatzt und lacht, welcher den Frauen nachläuft, welcher Spanien gern hat und fähig ist, in demselben Atem darauf zu schimpfen — wohlverstanden, nachdem der Spanier das Zeichen dazu gegeben hat. Er macht sich lustig über alles Mögliche; es versteht sich von selbst, dass der- oder dasjenige, welcher oder das ihm gegenübersteht, seiner Spottlust das erste willkommene Objekt liefert; er wird verstimmt,

wenn der Angegriffene nicht reagiert; er nimmt es mit Begeisterung auf, wenn derselbe ihn mit gleicher Münze bezahlt; der Spott, welchen der Angegriffene gegen ihn richtet, ist abermals eine Brücke für seine innige Freundschaft. Den Andalusiern wird von den Nordspaniern nachgesagt, dass sie falsch seien. Ich glaube das nicht; denn schlimmere Dinge, wie sie der Andalusier einem lachend ins Gesicht wirft, kann er hinter unserem Rücken nicht erfinden; höchstens sein sekundenlanger Ernst könnte eine Unaufrichtigkeit in sich schliessen; denn es giebt auf der weiten Welt kein einziges Ding, welches der Andalusier mit Ernst zu behandeln wüsste, ausgenommen den Lebensgenuss. Wenn zwei zusammenstehen und die Bekanntschaft des dritten machen wollen, so ist ihr Mittel dazu oft eine geräuschvolle Provokation; der Spanier versteht und tritt mit einigen bombenstarken Worten in die Freundschaft ein; der Ausländer versteht das nicht, und lernt es oft nie, und wenn er auch fünfzig Jahre in Spanien zubringt.

Antipathisch ist dem Spanier gewöhnlich der, welcher ernst ist und immer schweigt. Aus der Ernsthaftigkeit deutet er auf eine Missbilligung seiner eigenen frohen Eigenschaften, und fühlt sich durch sie in derem freien Gebrauche beeinträchtigt; aus dem Schweigen schließt er, wenn der Betreffende Ausländer ist, wenigstens auf eine mangelhafte Kenntnis

der spanischen Sprache. Nicht gerade antipathisch ist ihm das Lächerliche und das Auffallende, welches er früher und feiner unterscheidet, wie andere Nationen; aber er geht ihm gern aus dem Wege, auch in dem Falle, wo wir Deutsche nur etwas von der Allgemeinheit abweichendes konstatieren würden. Erzürnen kann man ihn nur dadurch, dass man poltert und aufbraust; Ruhestörer im Eisenbahnwaggon, wenn sie auch das Recht auf ihrer Seite haben, wenn sie auch Grund haben, sich zu beklagen, müssen sich gegen die sämtlichen Mitreisenden verteidigen; derjenige, welcher dem andern Grund zur Klage giebt, wird ignoriert, manchmal auch in Schutz genommen. Auch den Gebildeten stößt der laut manifestierte Ärger zurück, besonders wenn er einen Anspruch einschließt; der freundschaftliche Fluch wird vergessen, das Gesicht wird ernst, ohne unfreundlich zu werden, die Stimme wird leise und schüchtern, die Worte abgebrochen; der Spanier wird dann so fein, dass er beinahe mädchenhaft erscheint. Unter dieser zaghaften Oberfläche aber fasst er seinen Entschluss; und dieser Entschluss geht gewöhnlich darauf hinaus, mit dem anspruchsvollen Menschen, welchem eine Sitte seines Vaterlandes nicht gut genug war, oder welcher eine Diskussion da anstrebt, wo ein kurzes, vermittelndes Freundeswort genügte, nichts mehr zu thun zu haben.

Nachdem versucht worden ist, darzuthun, unter welchen Bedingungen der Spanier seine Charaktereigenschaften entschleiert, mögen diese Eigenschaften selbst folgen und zugleich auch die eigentümlichen Formen, unter welchen sie der heutige Spanier darbietet.

Eine Haupteigenschaft ist immer noch der Stolz. Nicht der Stolz, wie ihn auszusprechen eine militärische Erziehung uns gelehrt hat, und den wir kundthun durch Ablehnung, Zurückhaltung oder Abschliefung; der spanische Stolz ist gröfser und verbirgt sich darum auch. Die Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit gegenüber dem Ausländer, die unbeschränkte Gastlichkeit, welche er einem Teil derselben einräumt mit Zurücksetzung des eigenen Landsmannes, das ist die erste Kundgebung seines Stolzes, und zwar seines Nationalstolzes. Denn durch die Liebenswürdigkeit, durch die Gastlichkeit beweist er eben die Kluft, welche er, der Spanier, zwischen sich und dem Ausländer weit geöffnet glaubt — beweist er, dass dieser Ausländer wirklich nur ein Besucher, ein Fremder ist, welcher um eine Audienz gebeten hat und huldreich empfangen wird, wie ein fremder Gesandter, dem gegenüber der Spanier die Pflichten eines Nationalrepräsentanten zu besitzen glaubt. Dem Deutschen fällt es auch heute noch nicht ein, den Fremden, welcher sein Land

bereist, als wirklich Fremden anzusehen, und die Stirn zu runzeln, wenn derselbe, ohne selbst Deutscher zu werden, als Rival auf seinem Grund und Boden sich niederlässt. Es fällt ihm nicht ein, dem Fremden im ersten Fall als Gastfreund aufzuwarten und im zweiten dessen Legitimationen zu fordern — ihn in jedem Falle geringer zu schätzen wie sich selbst. Das aber thut der Spanier; er schüttelt uns die Hand, er drückt uns ans Herz als den Gastfreund, welchen er mit seiner Person deckt; aber zugleich giebt er uns die Versicherung, dass, wenn er auch die Franzosen und die Engländer im besondern verabscheue, er die Fremden im allgemeinen ebenfalls verabscheue.

Seine Repräsentationspflichten glaubt er nicht allein mit Worten zu erfüllen. In keinem anderen Lande wird man mit gleicher Aufopferung herumgeführt und eingeführt, zu Ross und zu Wagen, durch Klubs und Museen, wochenlang. Er liest einem die Wünsche an den Augen ab; er reimt sich einen Vers über die Empfindungen des anderen zusammen, wenn derselbe nach dieser oder jener Persönlichkeit fragt, oder auf der Strafe einer Dame mit Interesse nachblickt, und fragt, ob er im ersten Falle eine Vorstellung anbahnen, im zweiten Falle vermitteln solle.

Neben diesem versteckten Stolz finden sich auch

noch Züge jenes unverhüllten, etwas rohen Stolzes, welchen man einzig und allein in Spanien vorzufinden eigentlich vorbereitet war. Niemals in der Stadt, niemals in der Äußerung eines Beamten. Auch auf dem Lande sind diese Züge selten; aber man findet sie jedenfalls und sieht sie dann in solch' chokanter Weise sich äußern, als huschten mit ihnen die letzten Reste eines verschollenen, ideellen Jahrhunderts vorüber. Es fällt nicht auf, wenn der Besitzer eines Ventorrillos, sich schweigend verbeugend, das Trinkgeld zurückschiebt; aber es ist mir zweimal begegnet, einmal in einer Landschenke bei Toro, das zweite Mal in einem Tabaksestanco bei Burgos, dass dabei stehende, mir nicht bekannte Spanier, nachdem sie sich durch einen von mir nicht beachteten Wink mit dem Käufer verständigt hatten, auch meine Zeche, auch meine Zigarren bezahlt hatten, und dann gleichgültig von dannen gegangen waren. Nur das feine Lächeln des Verkäufers blieb übrig; der Standpunkt des aufgeregten Fremden wurde weiter nicht beachtet, der kastilische Stolz hatte sich einen Hochgenuss bereitet.

Der Zwillingsbruder dieses Stolzes, durch ihn bedingt und wiederum ihn selber bedingend, ist der Patriotismus.

Der spanische Patriotismus scheint mir weder ein Produkt der Schule noch der Erziehung zu sein.

Der Vater rühmt seinem Sohne gegenüber nicht mehr das Vaterland, wie es auch in anderen Ländern geschieht; in den historischen Vorlesungen derjenigen spanischen Universitäten, in welchen ich hospitiert habe, ist mir der reizlose, streng unparteiische Vortrag aufgefallen. Der Patriotismus ist in Spanien eine eigentümliche Art von Geistesleben, dessen Keim mit der Geburt empfangen wird. Das vorschreitende Lebensalter bildet diesen Keim aus, ohne dass Doktrinen ihn anleiten; es bildet ihn aus im Gegensatz zu den spanischen Institutionen, deren schlaffer Liberalismus eine verzeihliche Neigung für den Kosmopolitismus wachrufen könnte. Was dem Spanier von dort aus als für die Allgemeinheit gültig gelehrt wird, trägt er, soweit es die Geschichte angeht, mit eiserner Konsequenz und Parteilichkeit in die lange Liste der Legate ein, welche der liebe Gott allein seinem Spanien vermacht hat. Er erkennt die Schlacht bei Pavia als eine rein spanische Schlacht an; aber er will es nicht wahr haben, dass dieselben Soldaten, welche bei Pavia gefochten hatten, Rom plünderten; in diesem Falle besteht er darauf, dass es Deutsche waren. Er gedenkt mit Wohlwollen der flandrischen, der deutschen Kunst des 16. Jahrhunderts; denn nach ihm sind Flandern und Deutschland eigentlich abgefallene spanische Provinzen; der Ruhm dessen, was sie waren oder heute geworden

sind, gehört dem Mutterlande Spanien. Man beklagt sich über die Kaperzüge der Engländer am Schluss des vorigen Jahrhunderts; man bezeichnet jene berüchtigte Episode von Gibraltar, in welcher infolge der List eines englischen Schiffes zwei große spanische Linienschiffe bei Nacht sich bekämpften und sich gegenseitig verbrannten, als ein Werk, welches ehrlicher Menschen nicht würdig war: aber man denkt nicht an die eigentümlichen Umstände der Gefangennahme des Cesare Borgia, des Kaisers Montezuma, des letzten Inkafürsten und des Landgrafen Philipp von Hessen — Vorgänge, von denen doch einige unbedingt als Glanzpunkte der spanischen Geschichte angenommen werden. Ein durchaus gescheiter, gelehrter und kühl urteilender Mann, der Marquis Seoane, behauptet in der Vorrede zu seiner Elliptischen Philosophie: „wenn wir den Kontinent Europas und Asiens mit einem Schiffe vergleichen, so wird man das Steuerruder dieses Schiffes in Spanien sehen müssen.“ Es ist ja nicht ausgeschlossen, dass Spanien dieses Steuerruder wieder werden könnte, wie es dasselbe lange Zeit gewesen ist; in der Gegenwart ist es ein solches wohl nicht.

Die unparteiisch gelehrte und geschriebene Geschichte wird von dem Spanier in seinem Herzen .
parteiisch ausgebildet, und zwar mit Interesse und Leidenschaft. Wie in Preußen an Friedrich den

Großen und in Frankreich an den ersten Napoleon, so klammern sich die Erinnerungen des spanischen Volkes mit noch größerer Intensität an Hunderte von solchen Fixsternen seiner Geschichte an, von Numantia an bis Zaragoza, vom Cid bis Palafox — an allen hängt es mit gleicher Liebe.

Es würde falsch sein, wenn man die Kundgebungen des Patriotismus mit dem Rasen eines gezüchtigten Tigers vergleichen würde. Es ist eine Entfaltung der Fahne des Propheten im besten Sinne des Wortes: für das Recht, den Fremden niederstoßen zu können, setzt man auch als Kaufpreis das eigene Leben ein. Mehr wie eigentümlich, anormal wird der spanische Patriotismus dadurch, dass durch ihn auch die Frauen in Aktion gerufen werden, gerufen wurden: denn die Erfahrung, dass dieselben 1590 die Raubzüge der Engländer abwehren halfen, und am Anfang des Jahrhunderts zur Vernichtung der Franzosen beitrugen, bestätigt nicht, dass sie auch heute sich in derselben Richtung versuchen würden; wenigstens die Frauen der Städte nicht, eher die des flachen Landes. Während meines Aufenthaltes in Spanien habe ich zweimal Gelegenheit gehabt, das Auflodern des Patriotismus zu beobachten: vielen Frauen war es anzusehen, dass auch ihre Empfindlichkeit von den Vorgängen in Mitleidenschaft gezogen wurde, wenn sie sich auch schüchtern

verhielten, und, obgleich sie sonst stets eine eigene Meinung haben, dieses Mal nichts zu äußern wagten. Wenn die Cigarreras in Sevilla sich rotgelbe Fähnchen in die Haare steckten und Meetings zu gunsten des Vaterlandes abhielten, so war das allerdings eine Demonstration, aber nicht eine solche, als dass nach ihr der Patriotismus der spanischen Frauen beurteilt werden könnte.

Der Patriotismus hat in Spanien auch eine Reihe von Offenbarungen zum Gefolge. In normalen Zeiten muss man gewissermaßen mit Hacke und Spaten nachforschen, um die nationalen Eigenschaften des spanischen Charakters aufzufinden und von dem zu reinigen, was wie Rost und angesetzte Schlacken erscheint. In bewegter Zeit jedoch treten diese Eigenschaften wie ein Hautrelief hervor, welches verführerisch genug ist, um uns die zu gleicher Zeit hervorbrechenden Schattenseiten übersehen zu lassen. Der einzelne Feind, der unbewaffnete, findet, wenn er von mehreren angegriffen wird, Tausende unaufgefordert zu seinem Schutz bereit; der Einzelne entwaffnet Hunderte durch ein Witzwort; die Sauvegarde, welche der Spanier in solchen Fällen bildet, sei es durch seine Person oder durch den Aufruf anderer, ist eine Art Ehrgeiz, bei welchem man eine Rivalität von Kundgebungen zugunsten des Bedrohten beobachten kann: das ist die alte kasti-

lische Hidalguia, die Ritterlichkeit im vollen gerühmten Umfange.

Der Patriotismus entbehrt nicht des Humors. Denn wenn er auch zu drei Teilen die ernste, edle Leidenschaft ist, welche er sein soll, so ist sein vierter Teil doch wiederum das Heraufbeschwören des Lebensgenusses, dessen Charakter weiter unten eingehender geschildert werden soll: der Patriotismus wird nicht gerade mit Spekulation, aber doch mit Originalität, mit Episoden der Lust verbunden. Eines der Banner, welches während des Karolinenstreites gegen Deutschland entfaltet wurde, trug die Devise „*viva el vino, abajo la cerveza*“; bei einer ebenfalls gegen Deutschland gerichteten Manifestation, an welcher 20 000 Menschen teilnahmen, redete, nachdem gewichtige Persönlichkeiten gesprochen hatten, endlich auch ein Mann aus dem Volk, welcher seine Leistung mit dem üblichen „es lebe die spanische Ehre, die spanische Tapferkeit, die Integrität der spanischen Karolinen“ schloss, hinter deren jedes die Menge ein donnerndes *Viva!* setzte; das letzte Votum des Redners aber war ein Lebehoch auf seine eigene Mutter, welches das Volk lachend mit in den Kauf nahm und, wenn auch nicht mit derselben Begeisterung so doch mit demselben Ungestüm, applaudierte.

Einfach und doch umfangreich ist das Kapitel der Philosophie des Spaniers: sein Spott, sein Humor,

seine Lebensweise laufen auf das eine hinaus, auf den Genuss; zu seinem Genuss gehört es auch, dass er nie an seinen Tod denkt, und um das Grab seiner Verwandten und Freunde sich so wenig wie möglich zu bekümmern sucht; es giebt keinen Charakter auf der Welt, welcher fähig wäre, mit so vielen Eigenschaften die Philosophie Epikurs zu illustrieren.

Es ist oben gesagt worden, dass man dem Spanier, besonders dem im Süden der Halbinsel wohnenden, nicht Falschheit nachsagen darf, indem man allein die Spöttlust desselben zu Grunde legt; man darf auch dann nicht zu solcher Verleumdung verleitet werden, wenn man beobachtet, dass er nicht formal ist, wie er freimütig von sich selber gesteht. Das zu halten, was er gestern versprochen, sich dessen zu erinnern, was er gestern gesagt, fällt ihm nicht ein, ausgenommen da, wo es sich um eine Liebesangelegenheit handelt. Die Jagd nach dem Lebensgenuss ist so rastlos, die Eindrücke wechseln und folgen in ihm in so großer Anzahl und in solcher Hast, dass er dieselben nicht im Gedächtnis zu halten vermag, oder zu ihrer Verwirklichung keine Zeit hat. Fern liegt es ihm, seinem Gegenüber eine persönliche Vernachlässigung angedeihen zu lassen; ebenso fern, beleidigen zu wollen, wenn er übertreibt in der Rede, oder wenn er das Entgegengesetzte

sagt von dem, was die Wahrheit ihm vorschreibt. Seine Einbildungskraft ist so glühend, seine Sprache so reich, dass eines mit dem anderen Missbrauch treibt. Sein Genuss als Erzähler wird beeinträchtigt, er fürchtet den Genuss des Zuhörers zu schmälern, wenn er die kahlen, trockenen Fakta berichtet. Dann wieder ist er leichtgläubig wie ein Kind; er mag den Farben, welche man vor ihm ausbreitet, auch nicht die unbedeutendste Nüance rauben dadurch, dass er sie kritisiert; denn damit würde er sich abermals um einen Teil des Genusses verkürzen. Er behält die blendenden Farben auch dann bei, wenn er über deren Unwahrheit aufgeklärt ist, und giebt sie als solche weiter, immer und ewig des Genusses wegen.

Dem Spott gesellt sich der Humor bei, und zwar ein gesunder, sprühender Humor, welcher nur den einen Fehler hat, dass er auch dort sich äußert, wo er nicht hingehört. Eine ernste Unterhaltung ist am möglichsten unter zweien; sie kann einige Stunden dauern; ist sie jedoch vorüber, so bleibt der Spanier nicht unter ihrem Eindruck. Er holt das Versäumte in doppelten Zügen nach und findet die Motive für seine Erholung oft darin, dass er die Tendenz desjenigen, worüber einige Minuten vorher so ernsthaft verhandelt wurde, in Frivolität und Scherz verwandelt. Eine Unterhaltung zu dreien ist schon schwerer; sie behält den ernsten Charakter

vielleicht eine Stunde; im gröfseren spanischen Kreise ist der Ernst überhaupt ein geächtetes Ding.

In der Neigung für den Humor wird der Spanier durch seine Sprache unterstützt. Es scheint, als wenn die kastilische Sprache besonders für die Darstellung der Extreme des menschlichen Seelenlebens sich eignet. Es giebt nichts einfacheres als den Bau und das Wort, unter welchen sie sich in den andalusischen Cantáres zum Ausdruck bringt; es giebt aber auch nichts, was bombastischer wäre, als wenn sie sich zwischen ihr Vaterland und das Ausland stellt in Form von Manifesten, Parlamentsreden und durch einen Teil ihrer Litteratur. Der Theaterzettel, welcher ein Drama von Calderon oder Lope de Vega bringt, würde es niemals wagen, neben dem Namen des Autors das *insigne* oder *eminente* zu vergessen. — In der Unterhaltung hält sich der Spanier, auch der des Nordens, durchaus an den Stil und an die Tendenz der andalusischen Cantáres, welche beiden man aus keiner Grammatik lernen kann.

Einen Aufschluss über seinen Epikureismus erteilt der Spanier auch dort, wo er gezwungen ist, dem grofsen Abschluss beizuwohnen, den man Tod und Grab nennt. Der Tod ist ihm, trotz seiner Tapferkeit im Kriege, trotz seiner Provokation der Gefahr, eine solch' abstoßende Erscheinung, dass

er sich erst in dem Augenblick an ihn erinnert, wo er selbst ihm anheimfällt, oder wo er einen anderen begraben muss. Die an die Mystik des Todes sich knüpfenden Fragen von der Unsterblichkeit der Seele definiert er nie; nur wenn er dazu gezwungen wird, berührt er sie: und auch dann meistens mit einem Achselzucken, das in manchen Fällen eine Verweisung an die Dogmen der katholischen Kirche, in den meisten aber ein „davon versteh' ich so wenig wie du“ bedeutet. Während des Lebens ist ihm die Materie die Hauptsache gewesen; wenn dieselbe zu funktionieren aufhört, verliert sie den Wert für ihn; der Weg des Funkens, des Geistes, welcher sie belebt hat, wird nicht weiter beachtet. Die wertlos gewordene Materie stößt den Spanier dermaßen ab, dass er nicht einmal ihre Reste ehrt, und deren Heilighalten nur auf Satzungen der Kirche zurückführt, die mit seinem persönlichen Gefühl nichts zu schaffen haben. Wenn er seine gestorbene Schwester auf den Kirchhof begleitet und das Nischengrab öffnen sieht, welches sie aufnehmen soll — wenn dann die früheren Leichen aus den Särgen herausgezerrt werden, und, erst halb verwest, krachend und knirschend an die Wände der Nische gepresst werden, um dem neuen Sarg Platz zu machen — jene geschändeten Leichen sind vielleicht die seiner Eltern — ernst küsst er die Stirn seiner toten

Schwester, und unbeweglich sieht er sie in der Nische verschwinden, unbeweglich bleibt er auch, wenn die abgebrochenen Reste der anderen Leichen um den Sarg gruppiert werden. Unbeweglich bleiben auch die Züge der Leidtragenden; die Blicke versuchen es nicht, jenem Schauer auszuweichen; aber ihr Ausdruck ist weder Härte noch Neugierde, sondern nur feierliche Resignation.

Die Braut flieht von der Stadt, wo der Liebste starb, die Gattin sucht eine Wohnung, weit von dem Kirchhof, wo der Gatte schläft; aber niemals ist Herzensroheit die Triebfeder dazu. Bei den Frauen wird das Walten der Philosophie beeinträchtigt durch die Raschheit des Blutes, welches in gleichem Mafse wie jene fähig ist, eine Auffassung zu begründen, die von der deutschen abweicht. Der deutschen Frau ist das Grab ein Denkmal der Erinnerung, in welcher der Schmerz nur in untergeordneter Weise teil hat; sie liebt das Grab der gesamten Erinnerung wegen, welche es umschließt. Der Spanierin jedoch ist das Grab allein ein Denkmal des Schmerzes; deshalb wendet sie sich sobald wie möglich von ihm ab. Sie weint um ihre Gestorbenen im Hause so lange und so gern, wie unsere Frauen; sie möchte jedoch den Schmerz nicht verdoppeln durch den Anblick des Grabes; den Kultus desselben erklärt sie für Überspanntheit, für Krankheit. — Man kann

sagen, dass die Spanier sich über den Tod, wo er eintrifft, sofort klar sind, und von ihm nichts ab-, noch ihm etwas zuthun wollen; während der Deutsche durch seinen Gräberkultus allmählich in die Wahrheit übergehen möchte.

Das spanische Volk ist hochbegabt. Nicht, dass es sich durch eine Anzahl von Koryphäen auszeichnet, welche größer wäre, als die anderer Nationen: jedoch das Niveau des Geistes liegt höher als bei einem Teil dieser Nationen. Der ausgezeichnete Verstand, die spielende Auffassungsgabe des Spaniers funktionieren indessen nicht aus dem geistigen Bedürfnis heraus, das er in seinem Innern empfinden könnte; allein eingeschlossen innerhalb der vier Wände, wüsste er auf dem Wege des Studiums oder überhaupt in der Arbeit dieselben nicht zu verwerten; auch trotz der glänzenden Einbildungskraft nicht, welche für sich allein schon die seinem körperlichen Auge vorenthaltene Welt ersetzen könnte. Es giebt nur ein Objekt, dessen Einfluss den Verstand, die Auffassung und die Einbildungskraft des Spaniers anzuregen und zur Geltung zu bringen versteht: dieses Objekt ist der Mensch. Aus dem Wort, aus dem Blick, aus den Gebärden und Gewohnheiten des anderen erwachsen ihm selber tausend geistvolle Gedanken; ist er auf sich selber angewiesen, so leistet seine Gedankenarbeit nur Gewöhnliches oder Beschränktes.

Die Überstürzung der Eindrücke, von welchen ich oben sprach, die geringe Zeit, welche ihm bleibt, um jeden einzelnen derselben zu verarbeiten, begründen es, dass der Spanier nicht nachtragend ist. Die Liebe vergeht ihm schnell, aber schneller noch der Hass. Denn während die Liebe etwas Unwillkürliches ist, das sich aus den Ansprüchen des Blutes ergibt, werden die Ziele des Hasses nur durch angestrengte Gedankenarbeit erreicht: weil also der Hass eine Arbeit erfordert, vermag sich der Spanier nicht mit ihm zu befreunden.

Der Spanier ist ehrlich; aber ehrlicher in dem Falle, in welchem er nach Motiven handelt, die in dem Nationalstolz wurzeln.

Den Schluss dieser Untersuchung mögen einige Worte über den Standpunkt bilden, welchen das spanische Volk Deutschland gegenüber einnimmt. Vom politischen Gesichtspunkte aus ist seiner konservativen Hälfte Deutschland sympathisch; die liberale Hälfte neigt sich Frankreich zu. Die französische und die deutsche Nation, für den Spanier solidarisch mit der liberalen und konservativen Tendenz, sind ihm heute überhaupt die beiden europäischen Parteien, von welchen auch seine Stellungnahme bedingt ist: die anderen Mächte vermögen nach ihm sich keinen Kreis zu bilden, sein Interesse wendet sich ihnen auch nicht einmal in Nebenfragen zu; auch

die Regulierung dieser Nebenfragen macht er von dem Einfluss jener beiden großen Parteien abhängig.

Vom nichtpolitischen Standpunkt aus ist der Spanier im allgemeinen der Ansicht ergeben, dass Deutschland heute an der Spitze marschiere; im Guten, und, wie er ausdrücklich zusetzt, auch im Schlechten. Dieses Urteil gründet sich nicht auf persönliche Kenntnis Deutschlands oder auf wissenschaftliche Forschung (ich nehme stets die Germanophilen des Athenäums von Madrid aus, welche selbstverständlich ein durchaus unabhängiges und entscheidendes Urteil haben); dass Deutschland im Guten an der Spitze marschiere, wird aus der That-
sache gefolgert, dass es die besten Bataillone habe, aus welchen sich eine gute Verwaltung, Litteratur, Industrie u. s. w. als etwas Selbstverständliches herausgebildet habe; dass es auch im Schlechten an der Spitze stehe, wird zuvörderst aus dem schlechten Spiritus bewiesen, den Deutschland nach Spanien bringe; dann aus anderen Handelsartikeln, welche der Spanier wohl kauft, aber auch in seinem Falle mit dem Prädikat billig und schlecht auszeichnet.

Die Tendenz Deutschlands als Großmacht und seine Regierung fasst der Spanier in Gemäfsheit mit dem kategorischen Imperativ seines eigenen romanischen Blutes als aggressiv und erobernd auf. Als bedingungsweise erobernd, d. h. mit der Front nur

gegen die Nachbarstaaten gerichtet, vor der Karolinenfrage; für unbedingt erobernd nach derselben. Man glaubt, dass Deutschland nur die Gunst der Gelegenheit erwarte, um diese zu benutzen. Im Norden wie im Süden hat man mir gesagt: „wir hätten nicht so gelärmt, wenn England oder Frankreich seine Matrosen auf Yap ausgeschifft hätte; wir sind daran gewöhnt, von den beiden angefallen zu werden; Deutschland hielten wir für unseren wahren Freund und waren nicht darauf gefasst.“ Im persönlichen Verkehr hat man uns vielleicht auch noch heute lieber, als andere Ausländer; aber man zeih uns des französischen Übermutes von 1870; man gönnt uns einen Denkwort zu unserem eigenen Besten.

Familienleben. — Geselligkeit.

Die Natur warf den germanischen Nationen insofern mehr Vorteile in den Schoß, als sie den ihnen angehörigen Mann im allgemeinen körperlich und geistig dem Weibe überlegen geschaffen hat. Ihre Entwicklung spinnt sich darum gleichmäßiger, systematischer ab; man bemerkt weder Sprünge, welche dieselbe beschleunigen wollen, noch Konvulsionen, welche sie in ein anderes Geleise drängen möchten; ihr Gleichgewicht bleibt gewöhnlich dasselbe.

Anders ist es bei den romanischen Völkern. Wir sprechen nicht von den Italienern, die durch eine jahrhundertelange Knechtschaft dazu gezwungen wurden, sich alles anzueignen, ausgenommen den Charakter; die Italiener unserer Tage sind ein neues Volk, welches seine Wohnung unter einer jungen Krone aufgeschlagen hat, von dem wir noch nicht wissen, ob es unter derselben heimisch werden und, seinen

Charakter danach bildend, der Geschichte Sitten hinterlassen wird, welche es möglich machen, die Stellung des Mannes zum Weibe zu definieren.

Bei den Franzosen ist diese Stellung definiert. Das zweite Kaiserreich hat es verstanden, dem männlichen Franzosen den Rest seiner Nerven zu entreißen und ihn, wenigstens den Städter, in eine abwärtsrollende Bewegung zu setzen, deren tief unten liegendes Ziel sich noch nicht unterscheiden lässt.

Endlich bei den Spaniern. Die düstere, gegen die Mauren gerichtete Intelligenz des Klerus und die überseeische Initiative des kühnen Genuesen vermochten es während langer Jahrhunderte, dass der in Waffen aufgewachsene Mann als der energische Vertreter seines Geschlechts anerkannt und geehrt wurde. Dann kam das ungeheuere Missverständnis der habsburgischen Könige, welche, nachdem das Altmaurentum in Spanien niedergeschlagen war, ihrem Volke einen willkommenen Ersatz zu bieten glaubten, indem sie gegen eine andere Kulturbewegung zu Felde zogen, gegen die Reformation. Das Volk, welches ihnen auf dieser Bahn folgte, wurde zurückgeschlagen, flüchtete hinter seine Grenzen zurück und brütete dort über die Ursachen des Fiaskos; es fand dieselben nicht und wagte keinen zweiten Ausfall. Sein Stolz, sein Reichtum, seine großartige

Geschichte, seine niemals unterbrochene Überzeugung, dass seine Macht im Auslande anerkannt werde, wie zur Zeit des zweiten Philipp, verschwammen endlich zu der Charaktereigenschaft, welche heute seine vornehmste ist, zu der Indolenz.

Mit dieser Indolenz bringt es sich in Einklang, dass der soziale Schwerpunkt, und nicht allein immer der soziale, sich wiederum dem Weibe mitgeteilt hat. Ich sage wiederum; denn dem Beobachter, welcher in Spanien lebt, muss sich durchaus der Gedanke aufdrängen, dass der Mann in Spanien, wenn er überhaupt in seinen Eigenschaften noch der selbe ist, wie vor vierhundert Jahren, die soziale Leitung nur usurpiert hatte durch ungerechte Verdrängung des weiblichen Geschlechtes.

Wenn das eben Gesagte wie ein Paradoxon klingt, so wird es nachsichtiger beurteilt werden nach einem Appell an die Geschichte: Goten und Araber sind zu Grunde gegangen, indem sie die weiblichen Einflüsse über sich siegen ließen; nachsichtiger auch dann, wenn man den heutigen Spanier mit der Spanierin vergleicht und die letztere dem ersteren vielfach überlegen sieht, nicht allein an Körperschönheit, sondern auch an Charakter; nachsichtiger endlich, wenn aus den Liebschaften, aus den Heiraten dieses Weibes und aus der aus beiden sich ergebenden Uneigennützigkeit sogar auf Ideale geschlossen werden

kann, wie sie sich gewöhnlich nur der Nordländer vorzumalen pflegt.

Jedermann kennt die Freiheiten des Südens; auch der Spanier macht von ihnen bis zu seiner Vermählung unbeschränkten Gebrauch; er verheiratet sich, um endlich der nach seiner Ansicht wohlverdienten Ruhe zu genießen. So tritt die müde, gleichgültige Konvenienz der glühenden Leidenschaft gegenüber, deren Kulminationspunkt sich noch in weiter Ferne befindet. Dann kommt die Enttäuschung. Während die deutsche Ehe ihre Wärme bis in das Greisenalter hinüberwirft, ist die spanische Ehe nur ein Tropfen im Meere des Lebens; sie gleicht einer bengalischen Flamme; farbenprächtiger als das deutsche Licht, ist sie im Grunde kalt und erlischt nach kurzer Zeit.

Nachdem der Mann sich gleichgültig entfernt hat und sich der Sitte des Südens widmet, in aller Öffentlichkeit unter den Augen der Gattin einer anderen Frau anzugehören, erlöschen auch die Ideale der Spanierin; vielleicht schon am Schluss des ersten Jahres der Ehe. Dann wird sie nachsichtiger gegen die unerlaubten Elemente, welche sich ihr zu nähern wagen.

Damit ist nicht ausgeschlossen, dass sie ihren Gatten herzlich lieb hat bis an das Lebensende; nicht ausgeschlossen, dass sie für ihn Opfer leidet,

und wenn es darauf ankommt, für ihn in den Tod geht. Der Fehltritt, welcher bei der deutschen Frau das Resultat eines langen bitteren Kampfes ist und für sie den Kelch einer leidenschweren Zukunft bedeutet, ist für die Spanierin nur eine Episode, welche aus der Gewalt des Augenblickes hervorging, auf die Zukunft keine Wirkung ausübt und in der Erinnerung kaum gepflegt wird. Er bedeutet nicht mehr und wird in jener Gesellschaft nach den selben Grundsätzen entschuldigt, wie das Bedürfnis nach einem Schluck Wein, welcher den augenblicklichen Durst befriedigen soll.

Jedoch trotz aller Leidenschaft, trotz ihrer Sinnlichkeit ordnet sich die Spanierin diesen Gefühlen doch immer nur für den Augenblick unter. Indem sie den beiden nachgiebt, sucht sie nicht etwa die erblasste Liebe des Mannes zu ersetzen; um dieses zu thun, baut sie andere Tempel, deren Kultus sie sich mit glühender Hingebung widmet: die Elternliebe und die Kindesliebe.

Ich nenne die Kindesliebe zuerst. Denn die Anhänglichkeit an das Vaterhaus ist so groß, dass die Spanierin auch während ihrer anfänglichen großen Leidenschaft für den Gatten gern die Augen rückwärts wendet und Stunden hat, in denen sie Zweifel empfindet, ob in ihrem Herzen dem Gatten oder den Eltern das erste Wort erteilt werden solle. Die Kindesliebe,

der einzige sichtbare Erfolg der spanischen Erziehung, ist ihr als etwas Heiliges eingepflanzt worden, welches auch dann nicht angetastet und bekrittelt werden darf, wenn die Berechtigung dazu unwiderleglich vorliegt. Die Kindesliebe ist nicht ihr Werk; sie glaubt demgemäfs nicht das Recht zu haben, daran zu rütteln oder gar den starken Bau umzustofsen. Die Gattenliebe war ihr Werk; sie hat es gebaut und sich daran erfreut; ist der Gatte unklug genug, sie durch seine Erkaltung auf die Schattenseiten dieses Werkes aufmerksam zu machen, so übt sie mit Befriedigung das Recht der Schöpferin, das Recht über Leben und Tod jenes Werkes, und richtet über dessen Trümmern die Kindesliebe in ihrem vollen Glanze auf.

Diese übergroße Kindesliebe ist das Moment, welches, beinahe ebenso bedeutsam wie die Gleichgültigkeit des Gatten, die Harmonie der Ehen löst; oft genügt es für sich allein, der Familie ein ewiges Elend aufzubürden, denn die spanischen Eltern sind einseitig und egoistisch genug, ihr Vorrecht in vollem Umfange aufrecht zu erhalten, und in dem Gatten der Tochter weiter nichts zu sehen, als den in Abhängigkeit getretenen Sohn.

Äußerlich wird die Richtung der Frau schon dadurch charakterisiert, dass sie in der Ehe fortfährt, die Namen der Eltern zu führen, hinter welchen

der Name des Gatten als etwas Nebensächliches angehängt ist, welches wieder abgeworfen wird, wenn der Gatte stirbt. Es ist dies nicht eine Freiheit, deren Anwendung dem individuellen Geschmack überlassen ist; es ist eine durch Überlieferung und allgemeinen Gebrauch berechtigte Sitte, welche von der spanischen Rechtspflege gutgeheißen und anerkannt ist. Aber eben daraus, dass dieser Gebrauch allgemein geworden ist, erhellt, welche Anschauung über den Schwerpunkt der Familie in dem spanischen Volk herrschend ist.

Die andere Entschädigung für das verlorene Liebesglück sucht die Spanierin in der Übertreibung der Liebe zu den Kindern, welche dann zugleich die Erklärung giebt für die spätere Rückzahlung der unbeschränkten Kindesliebe.

Wenn wir die blinde Liebe als die heifseste gelten lassen, so liebt die Spanierin ihr Kind mehr als jedes andere Weib in Europa. Es liegen in dieser Liebe nicht die Schranken, welche das kleine Menschenkind von einem Engel zu trennen vermögen und auf deren Fundament sich später eine gerechte, hier lobende, dort tadelnde Erziehung aufbauen lässt. Die Liebe der Spanierin zu ihrem Kind ist die Liebe des Tieres zum Säugling, es ist die Affenliebe.

Diese Liebe weiht sich nicht nur dem zarten Alter, sondern bringt sich mit gleicher Innigkeit

dar dem Sohn, welcher in das Mannesalter getreten ist, der Tochter, welche das Elternhaus verlässt. War das Kind das kostbare Spielzeug, welches die Abwesenheit des Gatten ertragen lehrte, so ist die gereifte Tochter der Ersatz für die eigene erblasste Jugend, die Erbin der eigenen sterbenden Schönheit. Der Glanz der Jugend und Schönheit könnte beunruhigt werden durch ein Wort der Rüge, durch eine Strafe; die eigene Lebensfreude würde dadurch gestört, und so unterbleiben Rüge und Strafe.

Die Kenntnisse der spanischen Mutter sind nur elementar; sie kann ihrem Kinde weiter nichts mittheilen, als ihre Küsse und den Kodex der Tändelei, welchen die Erfahrung auf ihren Schmetterlingsflügeln eingetragen hat. Gott hat ihr unter die Arme gegriffen, indem er dem spanischen Kinde jenen wunderbaren Instinkt für die Aneignung der Formen und das Verstandnis für die Weiterbildung derselben mitgegeben hat; einen Instinkt, welchen die germanische Rasse entbehren muss, dessen Verdienst für eine vorteilhafte Abrollung des Lebens unbestreitbar ist. Freilich täuscht diese nämliche Fähigkeit sich und andere über den Kern des Menschenwertes und verleitet zu Illusionen.

Die Thätigkeit der spanischen Mutter ist also nicht groß. Sie würde dennoch genügen, wenn nun der Vater aufträte mit seiner Energie und die

Schule mit ihrer Wissenschaft; jedoch der erstere fährt auch dem Kinde gegenüber in seiner Gleichgültigkeit fort, und die spanische Schule ist zu mangelhaft, als dass aus ihr ein Charakter sich seine Grundlagen holen könnte. So beobachten wir bei dem männlichen Spanier, dass er im Kindesalter, bis zu gewissen Jahren, ein reizendes Geschöpf ist, mit einem Gesicht, dessen Intelligenz und Schönheit in vollen Zügen der Zivilisation seines Jahrhunderts entgegendürstet; vom zwölften, dreizehnten Jahre, d. h. von seinem Eintritt in das Leben ab werden die Züge stumpfer und oft brutal; die Intelligenz und der Rundblick des Auges, welches sich früher für die ganze Welt interessierte, kleiden sich in den Ausdruck der Sinnlichkeit, und der Spanier wird einer der weniger schönen Männer Europas. Am häufigsten lässt sich das beobachten in Altkastilien und Estremadura, den beiden Landschaften, welchen auch die Natur jenen Reiz versagt hat, der in den Gemütern als Phantasie hätte Wurzel schlagen können, um sich später als Geist über das Antlitz auszubreiten; am wenigsten bemerkt man es in Andalusien, dessen kaleidoskopische Schönheit mit den Resten des arabischen Blutes ein Bündnis geschlossen hat, welches sich glücklich und voller Glanz auf der Stirn der Sevillaner widerspiegelt.

Was eine Unterlassungssünde war gegenüber dem Knaben, kommt dem Mädchen zu statten. Wenn

bei dem Knaben die Kenntniss der Geschichte und der Litteratur seines Landes und der dadurch eingepflichtete Patriotismus nicht genügt, um ein gebildeter Europäer zu heißen, so genügt diese Kenntniss bei der Spanierin vollkommen. Hat sie dieselbe errungen, und bei ihrer Beanlagung erreicht sie das bald, so widmet sie die folgende Zeit der körperlichen Schönheit; im Besitze jener beschränkten Wissenschaft und dieser Schönheit glaubt sie ihren Beruf als Weib kühn auf sich nehmen zu können, und vielleicht hat sie recht. Denn die Vereinigung ihres Strebens auf diese beiden macht sie dem in seinen Wünschen, in seiner Energie und in seinen Kenntnissen so zersplitterten Spanier gegenüber so stark, dass sie sogar die Übermacht auf ihrer Seite sieht und die Blicke weit hinauswirft über die Grenzen, welche der Beruf als Weib ihr anweist.

Obwohl der Spanier Südländer ist, so thut sich seine Leidenschaft doch nur kund in geschlechtlicher und politischer Richtung. Die anderen Leidenschaften sind schlummern gegangen unter der blumenreichen, genussversprechenden Decke der Indolenz, welche auch in glücklicher Weise der Aufrechterhaltung der Formen zu Hilfe kommt.

Jene Indolenz und jene Formen erhalten auch den Frieden im Schoosse der Familie. Es kommen kaum Szenen vor zwischen den Gatten; es giebt kaum

Schwestern, welche böse auf einander werden können, wenn die eine von ihnen heiratet, und sollte die andere verliebt gewesen sein in den Mann, welchen die eine eben erobert hat! Es giebt kaum Brüder, welche um geringen Gegenstand sich in einen gehässigen Gerichtsstreit verwickeln, wie dies ja oft in Deutschland geschieht. Der erwachsene Sohn entschließt sich nur schwer, in Gegenwart seines Vaters zu rauchen; die Kinder der meisten Familien reden die Eltern mit „Sie“ an; das einzige, worin Opposition gemacht wird und wobei es, trotz der übergroßen Nachsicht der Eltern auch darin, manchmal zu Katastrophen kommt, ist die Liebe.

Diese Harmonie wird beobachtet in dem Kreise der ganzen weitverzweigten Familie, das gegenseitige freundschaftliche Vertreten und Verteidigen erstreckt sich auch über ihre fernsten Glieder.

Was wir nun unter Familienleben verstehen, d. h. die Geselligkeit innerhalb der Familie und der innige Anschluss anderer Familien, so wird demselben in Spanien mit noch reicherm Interesse gehuldigt als in Deutschland. Es ist eine falsche, lächerliche Überlieferung, es ist die abgeschmackte Beobachtung der von der spanischen Gesellschaft ausgeschlossenen *Commis voyageurs*, welche uns die Spanierin noch heute hinter den Gittern der Fenster schmachtend darstellen und ihre Unzugänglichkeit so charakteri-

sieren, als wenn sie dieselbe fallen ließe nur in kurzen Momenten der Promenade und der Messe.

Kein Volk ist geselliger, in keine Familie kommt man leichter, als in die spanische. Nach dem formellen Besuch, welcher wegen der Flüchtigkeit der dabei beobachteten Etikette kaum die Bezeichnung eines solchen verdient, hat man das Recht, jeden Abend bis Mitternacht in der Familie zuzubringen. Die Tochter wird nicht dadurch kompromittiert; mögen noch andere anwesend sein, oder möge man den alleinigen Besuch ausmachen, die Dame des Hauses nimmt die Pflicht der Dankbarkeit für das durch den Besuch der Familie erwiesene Interesse in Anspruch und beweist dieselbe durch Wort und That.

Es wären deutsche Abende, wenn diese spanischen Abende sich nicht das Recht gäben, ihre Entstehung ebensoweit zurückzudatieren, wie die deutschen. Es wird musiziert und recitiert; es wird auch getanzt, Polka und Walzer, die nationalen Tänze nur in Stunden der Ausgelassenheit; vornehmlich aber werden Pfänderspiele gespielt, dieselben wie in Deutschland — die Spanierin spielt sogar blinde Kuh!

Die älteren Spanier verhalten sich dem gegenüber etwas gezwungen. Sitte, Geschmack und Klima erlauben es ihnen nicht, auf sich selbst einen Reflex jener Fröhlichkeit zu leiten durch den Genuss des

Weines; wenn sie nicht von Politik reden, oder über die Tollheiten der vor ihnen tanzenden Jugend in leise zustimmendem Optimismus sich ergehen, sind sie gewöhnlich stumm. Aber zugegen sind sie bei diesen Tertulias fast immer.

Das objektive Urteil leitet die Zerrüttung eines Familienlebens meistens von der absichtlichen Abwesenheit des Mannes her, welcher illegitimen Zerstreuungen außerhalb des Hauses nachgeht, gewöhnlich am Abend. Der Spanier, welcher ja im allgemeinen keiner Beschäftigung obliegt, benutzt den Tag zu diesen Zerstreuungen und steht am Abend der Familie zur Verfügung; geht er am Schluss der Reunion noch einmal aus, so wird das weniger beargwöhnt, da ihm ja der ganze Tag zu Gebote gestanden hat; dem Trunk, dem Laster, welches in Spanien für niedriger gehalten wird, als jede andere Ausschweifung, ist er nicht ergeben; in den Klubs und Kasinos, wohin nach Reunion und Theater der gröfsere Teil der Männerwelt flüchtet, wird, ausgenommen einige wenige, welche spielen, von den meisten ein ungefährliches, vegetierendes Gespräch über die Politik und die Frauen geführt. Die Mäfsigkeit ist auch hier so grofs, dafs die Anwesenden kaum Wasser, das spanische Lieblingsgetränk, berühren und sich damit begnügen, zu Paaren in den Hauptsälen auf und ab zu wandeln.

Wie gesagt, sie verhalten sich passiv in den Abendunterhaltungen der Familie und bilden dadurch den Gegensatz zu den älteren Spanierinnen.

Die deutsche Frau lässt sich leicht verleiten, in vorgerücktem Alter das Verständniss für die Leidenenschaften und Bedürfnisse der Jugend zu vergessen und die Charaktereigenschaften ihrer Rasse, die Kritik und den Pessimismus, bei solchen Gelegenheiten zur Schau zu tragen, wo dieselben nicht willkommen sein dürften. Die Spanierin verändert im Alter nur Gesicht und Körper, die Elastizität, ich möchte sagen die Frivolität des Geistes jedoch bleibt ihr treu bis an den Tod. Ich sage Frivolität, da dieser Geist in der Jugend ausschließlich bestrebt ist, sich in der Liebe zu befriedigen; im Alter dagegen sich bemüht, die Hindernisse für die Liebe anderer wegzuräumen; die Spanierin hat die Manie, Heiraten zu stiften, wie keine andere Frau. Ihr Wort, ihr Scherz, das Ziel irgend einer auch noch so unbedeutenden That dreht sich immer nur um die Liebe.

Es wird in der Abendgesellschaft der alten Dame über dieses Thema mit dem selben Ernst das Wort erteilt, wie der jungen; alte und junge pflegen zu sympathisieren, da die ersteren den anderen niemals Schranken auferlegen wollen.

Wenn ich hier von Liebe spreche, so verstehe

ich darunter, im Sinne der älteren Frauen nur jene, welche dem Schlussstein, der Ehe, zustrebt. Die Spanierin ist das Kompendium des Weibes mit allen seinen Fehlern und allen guten Seiten; es ist das Weib, welches von denen der ganzen Welt am wenigsten emanzipiert ist. Aber wenn sie jung ist, scheint es dennoch, als ob sie die Ehe weiter hinausschöbe, als ihr Geschlecht in anderen Ländern. Es ist, als wenn sie sich davor scheue, als wenn sie eine Ahnung davon habe, dass der Gatte nicht halte, was der Geliebte versprochen. Ihre romantischen Neigungen legen ihr manchmal den dem Norden unverständlichen Satz in den Mund: „Deine Novia, deine Liebste will ich sein, aber heiraten mag ich dich nicht.“ Die Auffassung des Südens rügt diese Tändeleien nicht; sie proklamiert dieselben als ein Recht der Jugend und ist in ihrer Philosophie so epikuräisch nachsichtig, dass sie eine Jugend, welche auf diese Tändeleien kühl verzichtet, rücksichtslos verdammen würde.

Betrachten wir nun die Ergebnisse eines solchen Charakters der Familie, einer solchen Erziehung, eines solchen Familienlebens, so gestehen wir ihnen zu, dass sie den Boden schaffen für den ausgiebigen Genuss der Jugend und auch des Lebens. Diese Familie, diese Erziehung stoßen jedoch einen Jüngling in die Welt hinaus, welcher sich nichts ange-

eignet hat, ausgenommen die aus der Anschauung eingesogenen Formen, welcher durch sie allein seinen politischen und zivilisatorischen Pflichten zu genügen glaubt und es seit langen Jahren auch mit diesen beiden allein versucht hat. Vorschriften, Lehren und als Gefolge der beiden das Denken sind ihm niemals zugemutet worden. So kommt es, dass die Zivilisation des spanischen Volkes in diesem Jahrhundert stagnierend geblieben ist, abgesehen von nebensächlichen Äußerlichkeiten, welche das Werk seines nördlichen Nachbarn sind.

Seine atemlose Neigung für die Politik ist aus dem selben Grunde zu erklären; er hat nicht genug gelernt, um seine Ohnmacht auf diesem Gebiete einzusehen; von allen ernstesten Beschäftigungen kommt sie ihm als die leichteste vor, als diejenige, welche mit seiner Indolenz am ehesten sich versöhnen kann. Außerdem gilt es ihm für eine erlaubte Rache an dem Schicksal, welches ihm viele Jahrhunderte den Genuss der Politik entzogen hatte, nun endlich bis zu den Lippen in ihr schwelgen zu können. Die einzige Lehre, das einzige geistige Erbteil, welches ihm der Vater hinterlässt, ist die Lust an der politischen Partei, zu welcher er selber einst gehört hat.

Ich habe oben nur von der spanischen Geselligkeit in ihrer Beziehung zur Familie gesprochen, und aus ihrem Vorhandensein die Eigenschaft eines kräftigen Mörtels gefolgert, welcher wohl geeignet wäre, die Mitglieder der Familie auf soliden Grundlagen miteinander zu verbinden. In nachstehendem sollen die Eigentümlichkeiten dieser Geselligkeit wie auch die Auswüchse derselben erläutert werden.

Der charakteristische Ausdruck der spanischen Geselligkeit ist die sogenannte *Tertulia*. Ohne die Etikette und die Ansprüche eines Salons einzuschließen, ist dieselbe der Ausdruck für ein stets offenes Haus: offen mit Beschränkungen während des Tages, dagegen offen im buchstäblichsten Sinne des Wortes stets von der achten Abendstunde bis Mitternacht. Diese *Tertulia* zieht, immer in der selben Bedeutung, durch alle Klassen der Gesellschaft. Es ist selbstverständlich, dass nicht jede Familie die *Tertulia* bei sich versammelt, da für eine gleichzeitige Feier in verschiedenen Häusern das Material an jungen Leuten nicht ausreichen würde. So ist unter sechs bis zehn Familien gewöhnlich eine, welche die übrigen bei sich empfängt. Die Spanier sind in dieser Hinsicht merkwürdig beständig: sie denken manchmal während langer Jahre nicht daran, die empfangende Familie abzulösen. Dass eine spanische Familie einen Abend, ohne einen Beitrag zur Ge-

selligkeit zu liefern, verbringen könnte, sei es empfangend oder besuchend, habe ich nur unter anormalen Umständen bemerkt.

Die Familie als solche geht in dem, was sie an Geselligkeit bietet oder genießt, selten über die Tertulia hinaus, auch in den gröfseren Provinzialstädten nicht. Eine Ausnahme machen Madrid und Barcelona, wo aber auch nur die oberen Klassen Bälle und Mahlzeiten feierlicheren Charakters innerhalb ihres Hauses abhalten. Die Mittelklassen wissen auch in Madrid nichts von solchen Vergnügungen. In den Provinzialstädten gehört es zu den Ereignissen, wenn einmal ein General oder der Chef einer Behörde die gesamte bessere Gesellschaft des Ortes bei sich vereinigt. Wenn solches geschieht, so ist der Grund davon nicht etwa die Repräsentationspflicht, sondern auch diesmal ein aufrichtiger Impuls der Gastlichkeit. Man kennt in Spanien nicht die leidigen Ansichten des Revanchierens; eine Familie kann die andere hundertmal besuchen, ohne dass es der letzteren in den Sinn kommt, auch Ansprüche auf die Häuslichkeit der ersteren zu erheben.

Der Mangel an Familienbällen wird ausgeglichen durch den Überfluss der Bälle, welche die Korporationen veranstalten. Die Spanier haben keine Schützengilden und Handwerkervereine; das Klubwesen gehört zu sehr den obersten Klassen, als dass

es ein Äquivalent für die fehlenden Vereine abgeben könnte. Als Motiv für die Geselligkeitsbestrebungen der Spanier muss die Musik, die Poesie, die Wissenschaft herhalten: so giebt es Dutzende von Liceos Museos und Ateneos.

Die Saison der städtischen Vergnügungen währt zehn Monate, vom September bis zum Juni des anderen Jahres; die der Tertulia dauert natürlich das ganze Jahr. Manchmal knüpft sich der Beginn der Saison an eine städtische Einrichtung, wie in Valladolid, wo um die Mitte des September die große Messe anfängt, welche zehn Tage dauert; da kann man denn ebensoviele Bälle wie Tage zählen, welche die Messe dauert. Aber auch die Bälle und die Tanzgesellschaften, die Thees würden während des ganzen Jahres gefeiert werden und nicht nur während karger zehn Monate, wenn nicht die wohlhabende Welt den Juli und August am Strande oder im Gebirge zubrächte. Es will mir indessen scheinen, als wenn der Spanier nicht gern auf das Land zieht, als wenn er sich den Sommeraufenthalt oktroyiert als eine Sitte, der sich ein Europäer nimmer entziehen darf. Jedenfalls zieht er mit einer Lust und Leidenschaft in die Stadt zurück, wie wenn er aus der Verbannung heimkehrte. Er fühlt sich in der fremden Welt des Extramuros nicht heimisch; weder sein Verstandnis noch seine Wissenschaft reichen

für dieselbe aus. Ich denke daran, als zwei junge Damen aus Kastilien in einem asturischen Walde in Streit darüber gerieten, ob der vor ihnen stehende Baum eine Platane oder Linde sei; beide debattierten längere Zeit, die erfinderischen Köpfchen unterstützten die respektiven Meinungen mit Gründen, welche aus allen Himmelsrichtungen hergesucht schienen; kein einziger jedoch liefs auf einen botanischen Fond, auch nicht einmal auf die Rudimente eines solchen schließen.

Jedem der oben erwähnten Bälle oder Soireen geht voran eine gröfsere Anzahl von Ensayos, Proben, welchen sich die wenigen Mitglieder unterziehen, die am Ballabend etwas vortragen wollen. Der gröfsere Teil der Gesellschaft, d. h. der, welcher nicht mitwirkt, benutzt nun diese Ensayos unter dem Vorwande einer Erholung für die Akteurs, um dieselben mit einem mehrstündigen Tanz abzuschließen.

In den Tertulias geniefst man nichts. Die spanische Gastfreundschaft setzt Ansprüche auf Essen und Trinken nur dann voraus, wenn die Stunde der beiden geschlagen hat. Es fällt nicht auf, wenn man seine eigenen Zigarren raucht und sogar dem Hausherrn davon anbietet; es wird nichts darin gefunden, wenn der Gast nach der Konditorei sendet, um Konfitüren für die Damen holen zu lassen; der

Gast ist eben ein Mitglied der Familie, und gleiche Rechte ziehen gleiche Pflichten nach sich.

In den Privatbällen, Familienbällen offeriert man ein Büffet, welches aber nicht mit den Kubikmetern animalischer Substanzen geschmückt ist, welche wir Deutsche, auf unsere Konstitution fußend, voraussetzen und gern sehen. Früchte, Konfekte und süße Weine, das ist alles; nur in Madrid macht man auch darin Ausnahmen. Gemeinschaftliche Abendessen während der Soireen sind weder bei privater noch bei Veranlassung von seiten der Korporation Sitte. Dem bestürzten Blick des Deutschen, welcher, ein Abendessen voraussetzend, sich nach der Stunde desselben erkundigt, wird mit einem ebenso bestürzten Blick des Spaniers entsprochen, welcher die Frage gar nicht begreift.

Bemerkt werden müssen auch noch die Meriendas, jene Vespers, jene Ausflüge auf das Land, welche seltener von der Stadt aus, häufiger aber von dem Orte des zeitigen Strand- und Landaufenthalts aus unternommen werden. Sie sind deshalb so eigentümlich, weil der Spanier während ihrer Dauer sich in unverhülltester Weise gehen lässt; ich führte oben bereits an, dass er bei dieser Gelegenheit sich auch berauscht. Die Mädchen werfen den Walzer und die Polka beiseite und tanzen die aragonesische Jota, die Seguidilla, wenn es Asturianerinnen sind, die Giraldilla.

Eine andere Form der Geselligkeit, welche außerdem zur Beobachtung und Beurteilung des spanischen Charakters die bereiteste Hand bietet, ist das Theater.

Madrid hat schon frühe seine ständigen Theater gehabt; den Provinzialstädten aber war nur gelegentlich dieser Genuss geworden. Er war ihnen geboten worden gewöhnlich bei Jahrmärkten; sie hatten ihn darum gering geschätzt, denn er stand im Verhältniß zum Jahrmaktpublikum und dieses Publikum zu ihm. Dieses immer nur gewissen Ständen angehörige Publikum war jedenfalls stets der Vorstellung wegen gekommen; hinter dem Interesse, welches dieselbe hervorrief, traten alle anderen Bestrebungen zurück.

Heute ist die Sache in das Gegentheil verkehrt worden, ohne dass dasselbe, wie die Spanier selbst eingestehen, durch einen Übergang eingeleitet worden wäre. Das Theater ist in unseren Tagen zur Tertulia geworden. Ob der Ursprung dieser Verwandlung in den Entschlüssen der Theaterbauer und Impresarios zu suchen ist, oder in der sichtbarlich sich vergrößernden Lust zur Zerstreuung, ist schwer zu sagen. Jedenfalls haben die spanischen Provinzialstädte heute in Theaterunternehmungen des Guten zu viel gethan. Es giebt Städte mittlerer Gröfse, ich nenne Valladolid, welche drei große Theater besitzen, von denen zwei gewöhnlich geschlossen sind.

Ein solcher Luxus an großen Theatern geht über die Kräfte des Publikums der Provinzen; denn was in seinen Kräften steht, leistet es immerhin.

Es vereint sich mit unseren deutschen Begriffen, durch das Abonnement eine Loge im Theater zu besitzen. Wir billigen es auch, wenn einige Persönlichkeiten, welche durch hohe Geburt oder eigentümliche Lebensstellung berechtigt sind, ihre Loge allabendlich benutzen. Von den Theatern der Residenzen, in welchen eine Menge solcher Persönlichkeiten zusammengedrängt ist, setzt man das voraus; die Durchkostung so vieler hauptstädtischer Vergnügungen reizt an, eine neue bizarre zu erfinden, sie wurde geschaffen durch die Verwandlung des Theaters in einen Gesellschaftssaal, der außerdem das Privilegium hatte, dass alle Klassen und Stände sich nebeneinander duldeten.

In Spanien ist das Theater in seiner Bedeutung als Ort der Geselligkeit auch in den Provinzen eine Hauptsache geworden; diese Richtung des spanischen Publikums fiel so sehr auf, dass sie den Spekulantem sogar Anlass gab, dieselbe zu überschätzen, und, wie oben erwähnt wurde, den Bedürfnissen mit mehr Mitteln zu entsprechen, als erforderlich waren.

Das Anklammern der spanischen Familien, auch der mittellosen, an die Loge oder an die Parkett-

plätze ist eine Art Verlängerung des *Paseos*, des Spazierganges; es ist eine Art *Paseo* auf der Stelle. Am Schlusse des Theaters weiß man oft gar nicht, was auf der Bühne vorgegangen ist. In keinem Lande Europas wird man so oft gefragt, wer war im Theater, und in keinem so wenig, was wurde gegeben.

Wenn dem Spanier an einer Motivierung seines Theaterbesuches etwas gelegen wäre, so könnte er dieselbe nicht allein mit dem Triebe zur Geselligkeit unterstützen. Für ein und einen halben Franken wiegt er sich in den Samtsesseln des Parketts. Die Ausstattung des Theaters ist auch viel reicher, als in anderen Ländern; die nicht im Verhältniß zu derselben stehende Billigkeit des Preises verändert sich nur in Madrid. Es gilt das Impresariowesen; eine Gesellschaft spielt selten länger als sechs Wochen an demselben Theater. So kann man, obgleich immer in derselben Stadt wohnend, in verhältnismäßig kurzer Zeit die sämtlichen Schauspieler Spaniens an sich vorüberziehen sehen. Mit diesem Grunde entschuldigt indessen der Spanier seinen Theatertrieb nicht. Um den Reiz zu empfinden, dieselben dramatischen Charaktere unter zahllosen Masken dargestellt zu sehen, müsste er eine dahin bezügliche Kritik besitzen. In den seltenen Fällen, in welchen er dieselbe besitzt, ordnet er sie doch der Sinnlich-

keit oder einem anderen Lieblingseindruck unter. Eine patriotische Phrase des vorgeführten Stücks ist ihm dessen Charakteristik, und genügt, dasselbe mit Applaus zu überhäufen. Über den Honig, den ihm der Tenor Gayarres in die Seele gießt, vergisst er die Ungezogenheiten des Sängers, welche dieser ihm mit Ostentation von der Bühne aus ins Gesicht wirft. — Vor der deutschen Musik verneigt er sich; aber nur, da seine Autoritäten und die ganze übrige Welt sich zu ihren gunsten ausgesprochen haben; im Herzen versteht er sie nicht, und ist ihr wohl auch nicht gewogen.

Der Liebling des spanischen Publikums ist die *Zarzuela*, die Posse mit Gesang, welche gewöhnlich das Dessert des Theaterabends bildet. Sie ist aber nicht allein eine Posse, sondern auch eine nationale Posse, in Gesang, Rede und Handlung. Sie bildet während des Sommers die ausschließliche Theaterbelustigung. Da Spanien nicht wie andere Länder eine Musik hat, deren Grofsartigkeit in Räumen ersten Ranges untergebracht werden musste, so nimmt dieselbe, soweit sie existiert, mit den Leinwandzelten der Sommertheater vorlieb; da kann sie sich hören lassen, ohne erröten zu müssen.

Das spanische Volk hat für sein Sommertheater etwas vor anderen voraus, eine nationale Figur. In Deutschland würde weder der Soldat,

noch der Student, noch irgend ein anderer Stand von dem Volke mit ungeteiltem Beifall aufgenommen werden; d. h. er würde stets in rivalisierenden Ständen Misstrauen oder Opposition hervorrufen; in England könnte es vielleicht der Matrose sein. Der würde aber wenig bedeuten neben der Volkstümlichkeit des spanischen Torero, welcher ja nicht, wie der englische Matrose, die mehr materiellen Bestrebungen seines Volkes charakterisiert, sondern die Don Quixote-Eigenschaften der Spanier. Der Torero des Theaters vermag wie der Torero der Arena das Interesse aller Stände auf sich zu vereinigen.

Die Frauen.

Ein Urteil kann dadurch stimmberechtigt werden, dass es sich auf den achtungswerten Grundlagen des gesunden Menschenverstandes, der Wissenschaft und der Forschung aufbaut; gilt es aber einem Volk, so muss den dreien noch vorangesetzt werden eine jahrelange Beobachtung eben dieses Volkes und eine innige Fühlung mit demselben. Sollte ein Urteil in solchem Falle auch paradox und entgegengesetzt einem Dutzend anderer Urteile ausfallen, welche sich auf denselben gewichtigen Grundlagen bildeten, so müsste es dennoch mit demselben Eifer, wie die anderen, in Erwägung gezogen werden. Offen ausgesprochene Geringschätzung dagegen verdienen solche Meinungen, welche, jedes Postaments entbehrend, vollständig aus der Luft gegriffen sind, und, mögen sie nun optimistisch oder pessimistisch lauten, sich anhören, als wären sie in der engen Schote einer Erbse geboren worden und nicht in dem Hirn eines Mannes, welches durch den Nießbrauch deutscher Universitäten erweitert worden ist.

Es liegt ein Buch vor mir, welches „Potpourri nach Spanien“ heisst und einen katholischen Geistlichen, Dr. W., zum Verfasser hat. Derselbe erzählt selber, er hätte während eines dreitägigen Aufenthalts in Madrid nur mit einem Sacristan und mit einigen Soldaten zu thun gehabt, bei denen er gelegentlich auf der Gasse Erkundigungen einge-zogen. Trotzdem also dem Herrn Verfasser die Bevölkerung von Madrid mit ihrem Denken und Streben genau so unbekannt geblieben sein muss, wie die von Hammerfest in Lappland, beantwortete derselbe die Frage, „wie habe ich Madrid gefunden“, dennoch mit den unbarmherzigen Worten: „es ist eine Geldstadt und eine Weltstadt; viel irdisches Haschen und wenig religiöser Sinn bei der grossen Menge; viel Reichtum bei den hervorragenden Einwohnern und viel bittere Armut im Stillen.“

Torquemada hat nie seine Opfer ungehört verbrannt. Auch ist es nicht bekannt, dass er eine halbe Million auf einmal verbrannt hätte, wie dieser Priester des neunzehnten Jahrhunderts es thut. Ich möchte der Episode des jüngsten Gerichtes beiwohnen, in welcher die fünfhunderttausend angeklagten Madrileños mit ihrem Ankläger konfrontiert würden; und, neugierig wie eine alte Dame, würde ich mich in die vorderste Reihe drängen, um zu hören, mit welchen Beweisen dieser seine Ansicht

rechtfertigen würde. — Madrid ist eine Hauptstadt und hat seine Geheimnisse; doch glaube ich nicht, dass dieselben so erschreckend und zahlreich sind, wie die anderer europäischer Hauptstädte oder auch englischer Provinzialstädte; Madrid muss schon darum eine glücklichere Stadt sein, da es keine Fabrikbevölkerung hat. Auch bittere Armut giebt es in ihm nicht. Dem Madrileño, welcher täglich seine trockenen *Garbanzos*, sein trockenes Stück Brot und sein klares Glas Wasser genießt, scheint diese Dreifalt durchaus nicht ein Beweis „bitterer“ Armut, als welcher es dem Deutschen gelten könnte, der im Bereich seines nordischen Landes solche Nahrung nicht in Einklang zu bringen vermöchte mit der Anforderung eines anders gearteten Klimas und Körpers. Gewiss hört man Wünsche in dem *Barrio Lavapiés* von Madrid; aber dieselben entbehren jeder Bitterkeit und jeder Gefährlichkeit gegenüber der Gesellschaft. Sie werden von den leidenschaftlicheren Wünschen für die Politik dieses oder jenes Ministers vollständig in den Schatten gestellt; nur durch diese letzten Wünsche geleitet, tumultuieren die Madrileños, und beleidigen dann und wann die Königin bei ihren Ausfahrten.

Herr Dr. W. hat auch überall in Spanien Juden bemerkt; so z. B. in *Venta de Baños*, dann im Apollotheater von Madrid. Es ist nun nicht allein

bekannt, dass ein großer Teil der Südspanier die Araber zu Stammvätern gehabt hat, sondern auch, dass eben diese Araber ein Zweig der großen semitischen Völkerfamilie sind. Sollten die Merkmale dieser Familie, welche ja ein so ungeheueres Gebiet umfassen, dem Verfasser des „Potpourri“ das Recht verleihen, allerlei Unschuldige und wiederum Ungehörte in eine Charakteristik aufzunehmen, welche wie ein Anathem aussieht? Hat Herr Dr. W. jeden der Betreffenden am Bart gezupft und ihm sein respektives Bekenntnis abgerungen? — Es ist überdies eine allgemein bekannte Thatsache, welche auch von Professor Rolef in Freiburg, welcher durch seinen langen Aufenthalt in Spanien vor vielen anderen das Recht erworben hat, gehört zu werden, mitgeteilt wird, dass die Juden in Spanien ein so verschwindend geringes Element bilden, dass man sie mit der Laterne suchen muss, und dass es schwer ist, sich durch Nachfragen und sogar Forschungen mit einem Individuum jenes Stammes zu konfrontieren.

Herr Dr. W. hat endlich auch manch' schöne Dame von Granáda herausgefordert, indem er, welcher nur vierundzwanzig Stunden in jener Stadt weilte, behauptet, dass den Granadinas die edle weibliche Zurückhaltung fehle. Er verwechselt, wie es auch anderen durch Spanien tänzelnden Touristen

ergangen ist, die Merkmale der fremden Rasse mit den Merkmalen der fortgeschrittenen Verderbnis der Sitten. Was man an der deutschen Frau tadeln müsste, darf man in keinem Falle tadeln an der Spanierin. Wir würden unsere deutschen Frauen von uns weisen, wenn sie die Zurückhaltung, dieses Zeichen ihrer blonden Rasse, verleugneten; oder wenn sie es verlernen sollten, die Augen niederzuschlagen. Wenn wir jedoch aus diesen beiden Dingen der Andalusierin einen Vorwurf machten, so könnten wir sie mit demselben Recht dafür anklagen, dass sie schwarze Augen habe. Die offenen, niemals gesenkten Augen sind die ihrer Rasse; ihr Blick ist fest, ihre Bewegungen sind entschlossen auch dann, wenn sie heute aus dem Kloster tritt, in welchem sie seit ihrer Geburt eingeschlossen gewesen ist und von den Sünden der Welt keine Ahnung hat.

Die Spanierinnen ahnen, dass sie vieles an sich haben, was einen brutal denkenden Ausländer zum Kopfschütteln veranlassen könnte. Mehr wie eine hat mir aufgetragen *de poner en buen concepto a las españolas al lado de las alemanas* — die Spanierinnen bei den deutschen Frauen in ein gutes Licht zu setzen, und ihre Eigenschaften vorurteilsfrei zu berichten. Wenn ich mich nicht ohne weiteres bereit erklärte und ebenfalls zu jenen

Blinden zu gehören heuchelte, pflegten sie ihr Wesen mit kurzem Wort selbst auseinanderzusetzen. Ihr Blick und Lächeln auf der StraÙe sei kein Beleg für eine entartete Sitte, sondern es sei die durch die Jahrhunderte autorisierte Sitte selbst. Sei denn der Mann so gefährlich, stehe denn der Mann so hoch, dass man durchaus vor ihm die Augen niederschlagen müsse — *porqué?* Die Welt sei schön und das Leben sei kurz, deshalb genieÙe man beides nicht mit halbem Auge; das hieÙe ja die Weisheit und die Geschenke Gottes verachten — sie, die Spanierinnen, verständen die Frauen des Nordens ebenfalls nicht, aber *cada pais tiene sus costumbres*, jedes Land hat seine Sitten, sie würden sich für schlecht erzogen halten, wenn sie mit jenen Frauen wegen der Eigenschaften derselben schmälen könnten.

Diesen Frauen gebührt deshalb schon eine hohe Rangklasse, weil sie zu den wenigen auf der Welt gehören, die in Dingen, welche die Nation angehen, niemals zu gunsten der eigenen kleinen Individualität plaidiren. Oft habe ich gedroht, den Übermut eines schönen Gegenüber einer deutschen Zeitung preiszugeben; obwohl nun allein nur dieses Gegenüber bedroht war, hat es doch stets die kleinen Hände zu gunsten der gesamten Españolas zusammengelegt. Sie selber bedeute ja nichts, über

sie könne ich ja reden, aber ich möge sie wenigstens nicht so darstellen, als sei sie der Spiegel der Españolas — so schlecht könne ich nicht sein, dass ich unter einem so nichtigen Vorwande, wie es ihre Person sei, kränkendes über die edlen Spanierinnen in die Welt hinaussende. — Schon aus solchen kleinen Zügen glaube ich schliessen zu können, dass an diesem Weibe mit einer frivolen Bemerkung, wie Dr. W. sie sich erlaubt hat, unmöglich vorübergegangen werden darf.

Ich wüsste kein Dokument, welches ich als maßgebend für die Erkenntnis der heutigen Spanierin demjenigen empfehlen könnte, welcher nicht die Gelegenheit hat, durch jahrelange eigene Beobachtung sich selber ihr Bild zu zeichnen. Die Spanierin wie sie leibt und lebt, ist auch kaum in den Werken der spanischen Litteratur wiedergegeben; höchstens in den andalusischen *Peteneras*, jenen Volksliedern, deren größter Teil aber nicht gesammelt und gedruckt vorliegt; dann erkennt man sie auch wieder in jenen Kapiteln der *Episodios nacionales* von Perez Galdós, welche die Cortes von Cadiz und die französische Invasion von 1820 behandeln. Falsch ist sie geschildert in dem bekannten *Un verano en Bornos* von Hernan Caballero. Die Spanierinnen, welche in diesem Roman ihre Ansichten mit Citaten der Schriftsteller aller Nationen zu beglaubigen

wissen, deren kalte, unanfechtbare Logik auch einen Immanuel Kant aus der Fassung gebracht haben würde, sind eben keine Spanierinnen. Eher sind es Engländerinnen. Die Spanierin ist nie eine Minerva, sondern immer nur ein Feuerwerk, welches mit einem Lavastrom beschließt. Aus fremden Litteraturen citiert sie nie; und aus der einheimischen, so sehr ihr dieselbe auch bekannt sein mag, doch nur das Liebeslied.

Im allgemeinen pflegen sich die Reiseschriftsteller in der Beurteilung des spanischen Frauencharakters bescheidener zu verhalten; kühner und rückhaltloser, wie es ja auch in der Natur der Sache liegen muss, lassen sie sich dagegen über die äußere Erscheinung der Spanierin vernehmen.

Die Meinung über diese ist verschieden. Die einen finden die Spanierin noch entzückender, als sie es sich zu Hause haben träumen lassen; die anderen sind enttäuscht und behaupten das Gegenteil; den dritten sind die Frauen überhaupt gar nicht aufgefallen. Aus den Abweichungen der Meinungen spricht nicht allein die Verschiedenheit des Geschmacks; manchmal ist ja sogar der Korb, welchen man im fremden Lande empfangen, fähig, einem die Frauen zu verleiden. Es will mir scheinen, als wenn die Beobachter, welche in vorgerückterem Lebensalter standen, die Äußerlichkeit der Spanierin

abfälliger beurteilen, als **diejenigen**, welchen ein jugendliches Herz zu Gebot gestanden hat.

Jedoch auch dem objektiven Standpunkt wird in Spanien das Urteil erschwert. Denn in manchen langen Tagen sieht man **die** Frauen gar nicht auf der StraÙe, auch in **Madrid** nicht, und ist verurteilt, mit einigen versprengten hässlichen Gesichtern vorlieb zu nehmen. An anderen Tagen wird man dagegen mit unabsehbaren Guirlanden begnadigt; man findet sich veranlasst, die Frauen, welche man gestern noch für hässlich erklärt hat, heute für schön zu halten, um vielleicht schon morgen wieder nüchterner zu denken.

Nach diesen Nebelbildern bildet sich das Urteil der Touristen. Aber auch der, welcher das Glück hat, länger im Lande zu verweilen, bedarf eines gewissen Aufwandes von Hinterlist, um die Frage, ob die Schönheit das Eigentum der Mehrheit oder Minderheit der Spanierinnen ist, zu beantworten. Diejenigen Beobachter, welche gegenüber der Schönheit der übrigen Spanierinnen sich als rücksichtslose Skeptiker verhalten, bringen der Frauen von Sevilla indessen eine einmütige Huldigung dar. Ich wohnte schon viele Wochen in Sevilla und wollte dennoch nicht recht an die Sevillanerinnen glauben. Da vertraute mir eines Tages ein alter sevillanischer Freund das groÙe

Geheimnis an und gab mir den Rat, jeden Morgen um sechs Uhr die Messe in den abgelegenen Kirchen von San Marcos und Santa Marina zu besuchen; da würde ich Sevillanerinnen sehen, welche nie ausgingen, ausgenommen in diese Messe; mit arabischer Überlieferung in den Sitten trügen sie auch noch im Antlitz die Zeichen ihres Stammes; sie seien die echten Sevillanerinnen.

Ich habe den Rat nicht nur für Sevilla befolgt. Später habe ich sogar bemerken können, dass einem großen Teil der andalusischen Frauen diejenigen Teile der Heimatstadt, welche nicht unmittelbar an das Viertel grenzen, in welchem sie die Messe hören, gänzlich unbekannt sind.

Niemand wird nun etwas einzuwenden vermögen gegen die Macht der wunderbaren großen Augen, welche nicht allein die Andalusierin, sondern auch die Mehrzahl der Kastilianerinnen besitzt; niemand wird sich dem Zauber der Erläuterungen des Blicks, der Mirada, entziehen können, mit welchem sie jedes Wort begleitet, oder mit welchem sie das Gespräch, wenigstens den erotischen Teil desselben, resümiert. Niemand wird auch die prachtvolle Basilika der Augenbrauen leugnen wollen, niemand das schöne Haar, welches sie, wie es bei ihrem sorgenlosen Leben nicht anders sein kann, bis in das späteste Alter hinein derartig voll

zu behalten pflegt, dass sie nicht zur Haube greifen darf. Niemand endlich wird sie kränken und ihr nachsagen, sie hätte keine weiche verführerische Gestalt.

Gleichwie der blaue Himmel in der Nähe der Sonne am strahlendsten, aber nicht am schönsten ist, so vermag der Glanz, der Widerschein des spanischen Temperaments, welcher den Reiz des schwarzen Auges verdreifacht, einem blauen Auge nicht in derselben Weise dienlich zu sein. Wenn die Spanierinnen blaue Augen haben, wie es z. B. oft in Jerez der Fall ist, so ist in denselben stets etwas Befremdendes, Beängstigendes, beinahe Unnatürliches enthalten, welches niemals anziehend zu sein vermag. — Der Mund aller Spanierinnen ist blass und oft nicht schön; die Stimme, auch die der Andalusierin, ist fast immer belegt oder hart; darin sind sie weniger gut bedacht, als alle anderen Frauen der Welt.

Jede der gröfseren andalusischen Städte besitzt einen besonderen Frauentypus; in Kastilien wird derselbe gleichmäfsiger, die Halbinsel von Süden nach Norden durchwandernd, bemerkt man, dass die Gesichter, welche hier oval waren, dort runder werden; die Farben und die Gestalt bleiben dieselben, aber der Rhythmus dieser Gestalt ist ein anderer geworden.

Es ist hier der Ort, an welchem ein Wort über die Grazie der Spanierin erlaubt werden muss; diese Grazie, welche, so sehr sie auch bekannt ist und vorausgesetzt wird, dennoch stets wie etwas neues auch Dem entgegentritt, der durch jahrelange Anschauung sich gegen ihren Einfluss gefeit glaubt.

Nachdem ich während der ersten Tage meines ersten Aufenthalts in Madrid von der Liebenswürdigkeit meiner spanischen Bekannten durch Galerien, Klubs und Cafés, durch die allgemeine Geschichte Spaniens, soweit sie in Madrid in Denkmälern und Urkunden bewahrt wird, wie auch durch die Privatgeschichte der Hauptstadt geführt worden war, empfand ich es wie eine Beruhigung, als ich eines Abends hörte, wie ein Platzregen sich über derselben ergoss, welcher sich auch während der Nacht fortsetzte. Ich hoffte, der voraussichtliche Schmutz der Gassen werde meine Bekannten veranlassen, mir morgen einen Ruhetag zu gewähren.

Alles, was in Spanien etwas ist, pflegt sich nur kurze Zeit vor der Frühstücksstunde, also etwa um elf Uhr, zu erheben. Dieser ihrer Gewohnheit entgegen, und meiner Hoffnung zum Trotz, stürmten jedoch meine Freunde am anderen Tage schon vor zehn Uhr in mein Zimmer hinein. Als ich den Versuch machte, mich zu bewölken, und schweigend

durch das Fenster auf die feuchten Gassen zeigte, schallte mir ein lachendes „*Por eso, hombre* — gerade deshalb“ entgegen; „*por eso* — denn der Schmutz ist *á proposito*; den benutzen sie — *vamos* — um ihre kleinen Füße zu zeigen“. Ich folgte meinen Bekannten sofort auf die StraÙe.

Derjenige müsste geschmacklos oder ein verbitterter Zelot sein, welcher in der Rue Saint-Honoré die Pariserinnen bei ihren Einkäufen beobachtet und sich darüber beklagt, dass sie ihre FüÙe zu lange dem Anblick der Welt aussetzen, wenn sie von dem einen Trottoir herabsteigen, um auf das andere hinüberzutänzeln; ebenso derjenige, welcher sie in die Droschke steigen sieht und sich abwendet, wenn sie drei Fingerspitzen der rechten Hand auf einer Falte des Gewandes vereinigen, um dieses fuÙsfrei zu machen; und wenn sie dann, den Blick nach unten gerichtet, aus dem Fuß die Diagonale des Trittbrettes bilden, welche so zierlich und so wohlgelungen ist, dass sich ihr eigener Blick nur schwer von derselben loszusagen vermag.

Mehr Zelot noch müsste jedoch derjenige sein, dessen Krittelei sich an die Spielerei eines spanischen Frauenfußes wagt. Die Pariserin ist sich der Grazie ihres Fußes bewusst, doch hat sie diese verdoppelt durch die Schule; ihr Gedanke verweilt bei ihm, wenn sie ihn spielen lässt. Diese Wechsel-

wirkung zwischen der natürlichen Anlage des Fusses und dem Gedanken verleiht der Erscheinung der Pariserin den Charakter; nach ihr richten sich die Falten des Kleides, die Form der Bänder und die Blumen des Hutes. Die Hände, der Nacken erwarten den Impuls der Füße und versuchen mit demselben in Einklang zu bleiben. Dieser Einklang glückt der Pariserin oft; oft glückt er aber auch nicht, und aus der Disharmonie erkennt man die Fehde zwischen Natur und Schule.

Diese Fehde beobachtet man bei der Spanierin nie. Wenn ein staatsrechtlicher Ausdruck gestattet würde, so könnte man sagen, die Anmut der Spanierin sei dezentralisiert; dezentralisiert von der Laune des Fusses. Ihre Hände, ihr Nacken, ihr Auge, alles ist autonom; dessenungeachtet wandert alles harmonisch nebeneinander. Ihr Gedanke kann nicht bei dem Einen weilen; es ist ihr Instinkt, dass das Eine wie das Andere der Kritik des Mannes gewachsen ist; und darum lässt sie das Eine wie das Andere den Weg wandeln, den es sich selber vorschreibt. Sie erzielt mit dieser Taktik überall Erfolge. Nur der gewöhnliche Sessel ist ihr Feind; die rechten Winkel, in welche sie demselben zu Liebe ihren Körper zwängen muss, bereiten dem letzterem ein Fiasko. Allein der Schaukelstuhl oder die zurücktretende Lehne eines Sofas

vermag dem weichen Parallel ihres Körpers ein entsprechender Sockel zu sein.

Sie erzielt Erfolge auch in den Fällen, in welchen eine Engländerin oder Holländerin unter dem Bewusstsein der Lächerlichkeit in die Erde sinken möchte. Wie oft geschieht es nicht in den engen Gassen Cordovas und Seville beim Umbiegen um die Ecke, dass man mit Frauen zusammenprallt. Wenn sie dann lachend zurückflattern, die Hand mit dem Fächer etwas erhoben, ein *Dios mio* der Überraschung auf den Lippen, in den Augen aber das Wohlgefühl, das Willkommen für die Opposition, welche sich eben, wenn auch in dieser originellen Form, ihnen dargeboten — dann sieht man ein, wie sehr sie an Körper und an Geist geeignet sind, auch durch Episoden solch' bizarrer Art ihrem Triumphzug noch einen weiteren Glanz zu verleihen. In der Region zwischen Madrid und Tarifa scheinen die Frauen auch dann, wenn sie auf- und abwärts steigen, immer zu ebener Erde zu wandeln. Ihr Gang ist die trotz innerer oder äußerer Stürme stets gleich bleibende weiche Melodie eines Glockenspiels; er ist das einzige würdige Seitenstück des lautlosen, aus Blumen gekelterten Odems der spanischen Sommernacht.

Dem leichten kleinen Fuß entsprechend ist auch der Tanz der Spanierin. Auch der Tanz,

welchen sie als importierte Eigentümlichkeit keineswegs immer mit Sicherheit zu behandeln weiß, und in welchen sie sich dennoch als in ein internationales Zeitgeschenk ergeben hat: die Polka und der Walzer. Die Art und Weise, wie die beiden in Spanien getanzt werden — dies minutenlange Wiegen auf der Stelle, welchem eine sekundenlange Umdrehung folgt, gewährt den Vorteil, dass man Herr seines Geistes bleibt und fähig ist, sich der Bestrickung dieses Weibes mit ungetrübten Sinnen hinzugeben. Doch giebt sie sich beim Tanz nicht so, wie die Sitten des Südens es erwarten lassen und es ihr erlauben könnten. Sie schäkert und ist mutwillig; sie nimmt es nicht übel, wenn man den Puder aus ihrem dunklen Haar haucht; im übrigen scheint die Trennung von dem Partner schärfer zu sein, als in Deutschland. Freilich sagt man auch, dass dies nur für den ersten Tag gilt; am zweiten schon legt sie den Kopf an die feindliche Brust, wie eine junge Frau, welche die Hochzeitsreise macht. —

Die Katalonierinnen machen nicht allein mit ihrer Denkweise, sondern auch mit der äußeren Erscheinung, mit ihrer Tournüre, eine Ausnahme von den anderen Spanierinnen. Wenn mir auch die Denkweise nur nach Hörensagen, die Erscheinung und Tournüre nur aus der Beobachtung auf der Gasse bekannt sind, so liefs doch schon der erste

und oberflächliche Eindruck in mir die Frage entstehen, ob diese Katalonierinnen und die übrigen Spanierinnen Töchter der selben iberischen Mutter seien.

Die Katalonierinnen haben ungefähr das Aussehen von reich gewordenen Kaufmannsfrauen und Kaufmannstöchtern. Sie pflegen, wie Napoleon der Erste, mit großen Massen zu operieren; schon in der Jugend lässt sich diese ihre Vorliebe für die Fülle beobachten. Sie besitzen nicht die senkrechte triumphierende Gestalt der Kastilianerinnen, Andalusierinnen; sie gehen eher etwas vornüber gebeugt, wie die Norwegerinnen; bei ihnen allein in ganz Spanien deutet sich auf dem Rücken das Korsett als bemerkbarer stumpfer Winkel an. Der Stempel ihres Stammes aber ist ihr Fuß.

Als ich, eben in Barcelona angekommen, noch auf dem Dampfer dem andalusischen Kapitän meine Bestürzung über die von der andalusischen so verschiedene Rasse der Frauen kundthat, welche an den Kais standen, und endlich, angenehm überrascht, ihn auf zwei aufmerksam machte, welche, schwarz gekleidet und in die Mantilla gehüllt, den Eindruck von echten Spanierinnen machten, warf er einen kurzen Blick hin und sagte trocken: „No — sehen Sie die *Patas*.“ Pata in der von ihm beliebten Fassung bedeutet ungefähr Elefantfuß.

So wenig wie die Katalonierin geistig und körperlich Spanierin ist, so wenig ist sie es auch in der Tracht. Sie trägt nie die Mantilla, nicht einmal in der Kirche. Aber sie kann kaum darum getadelt werden, denn die Mantilla auf ihrem Haupt wäre ein Kontrast mit dem Bau dieses Körpers und mit dieser Tournüre. Die Mantilla ist ein Schmetterling; als solcher liebt sie es, auf der Blume zu ruhen, welche in der Katalonierin kaum ein Ebenbild zu finden vermag. Und doch ist die Katalonierin, zumal die Barcelonesa, diejenige Spanierin, von der der südwestwärts wohnende Spanier, welcher sie so sehr befehdet, eingesteht, dass sie unter allen ihren Landsmänninnen am meisten *vistosa* sei, d. h. ein Ansehen habe. Ihre Stattlichkeit, die manchmal auch gewählten Farben der französischen Tracht, der Pariser Hut, machen ihm die Erscheinung zu einer fremdländischen und veranlassen ihn, die Hingebung und Schrankenlosigkeit, mit welcher er sich und seine Komplimente den Frauen seines Stammes zu Füßen legt, in Rückhaltung zu verwandeln; die heilige Scheu, welche sie ihm durch ihr fremdländisches Wesen einflößt, findet eben ihren Widerhall in jenem Worte: *vistoso*. —

Über den Kern des Wesens der Spanierin habe ich mich in einem anderen Kapitel ausgesprochen; hier möge nur dasjenige Wesen Erwähnung finden,

welches gewisse Seiten ihrer Äußerlichkeit bedingt.

Es ist bekannt, dass sie, fern von allem Grübeln und Sinnen, fern von jeder Empfindsamkeit, wenn auch nicht Empfindlichkeit, sich stets der That zu befleißigen pflegt — natürlich und vor allem der That, welche in das Ressort ihres Frauenherzens gehört. Zwischen dem Entschluss und dessen Vollziehung legt sie kaum einen Zwischenraum. Kann sie allein das Beschlossene nicht ausführen, so wirbt sie sofort eine Mitschuldige, welche sich ihr auch ohne Zaudern verschreibt. So sieht man sie überall konspirieren, hauptsächlich in jenen abendlichen Familienzirkeln, den Tertulias; die Ausführung des Attentats erfolgt, bevor noch die Verschwörung abgeschlossen wurde; dazu haben sie gewöhnlich keine Zeit. Wie junge Mädchen es zu thun pflegen, die Eine im ersten Treffen, die Andere als zweites etwas zurück und rechts debordierend, eilen sie dann durch das Gemach auf das Opfer zu, welches sich aber gewöhnlich unter ihrem Angriff, mag dieser nun einen Vorwurf, ein Verhör oder sonst eine Neckerei bedeuten, ganz wohl zu befinden pflegt.

Die Spanierin ist nicht fähig, einen Eindruck, welchen ihr die Anregung zur That giebt, lange zu verbergen; nur wenn die Ausführung dieser That

von vornherein bedroht scheint, legt sie die Maske vors Gesicht. Sie ist nicht fähig, die Galanterie zu überhören, welche man ihr zuflüstert, sei es im Ballsaal, auf der Straße oder in der Kirche; sie vermag es nicht, dieselbe mit stoischer Stirn und unentwegten, in die Ferne gerichteten Augen nach Hause zu tragen, um dort hinter der Kaffeetasse, im Kreise der zusammengerufenen Freundinnen sich endlich Luft zu machen. Auf die Galanterie, auf diese That des Mannes folgt auch sofort ihre That: die Seitwärtswendung des Hauptes und ihr Lächeln. Wohl liegt in der Haltung des Nackens und in dem Lächeln der Stolz auf die Schönheit und das Bewusstsein von der Gerechtigkeit der Huldigung, welche ihr eben dargebracht worden ist; aber, davon abgesehen, liegt in diesem Lächeln nicht allein die Verzeihung für die Kühnheit, sondern mehr noch die Dankbarkeit dafür. Der Mutter, welche an der Seite des Mädchens wandelt, muss dies Lächeln gedankenlos erscheinen; es richtet sich ja auch nicht an ihre Adresse, sondern an die Adresse desjenigen, der da hinten stehen geblieben ist.

Eine Beanlagung, welche sich als Spott zu äußern pflegt, verursacht der Frau des Nordens Beklemmung, in keinem Falle Sympathie. Die Spanierin ist so wenig sentimental, ist sich ihres Geistes und ihres Körpers so sehr bewusst, dass

sie den Spott nicht nur verzeiht; sie heißt ihn auch willkommen, da dieser ihr Gelegenheit giebt, sich selber im ganzen Glanz zu zeigen. Wenn sie ihm in einem Ausländer begegnet, vor allem in einem Deutschen oder Engländer, also den beiden, von welchen sie ihn am wenigsten vorausgesetzt, so schaut sie eine Sekunde zu dem Spötter auf, als ob sie nicht recht gehört. Dann wendet sich ihr Blick langsam zu den anderen Mädchen, um diese auf das Unerhörte aufmerksam zu machen; endlich folgt die glänzende sprudelnde Abweisung der Attacke.

Ihre hinreißende Originalität lernt man dann am besten kennen, wenn man, sich von den nordischen Ansichten über Konvenienz loslösend, sie nach Analogie dessen behandelt, was man selber von seinen spanischen Nebenmännern auf der StraÙe, im Café oder im Theater auszuhalten hat. Man ist ihr näher getreten, wenn man unbefangen in ihrer Gesellschaft ein Lied zu trällern beginnt, oder sich eine Zigarre anzündet, ohne sie um Erlaubnis zu fragen; dagegen gewinnt man ihr Herz, wenn man fähig ist, mit marmorner Stirn eine Rede zu halten über die Falschheit und Treulosigkeit, über die Eifersucht und Giftmischerei der Spanierinnen — also über die Eigenschaften, welche unsere nordischen Doktrinen jenen Frauen so gern in die

Schuhe schieben. Dann erfolgt die Explosion. Die einen holen Geographiebücher herbei und beweisen lachend aus deren Text, dass die Spanierinnen so treu und brav wie andere Frauen seien; andere suchen die Verleumdung durch eine Gegenverleumdung aufzuheben, deren stärkster Passus gewöhnlich der ist, in welchem die nordischen Frauen als *Hypocritas*, als Heuchlerinnen, definiert werden. Da sie wissen, dass sie nicht verwundet werden sollen, verwunden sie auch selber nicht; Frage und Antwort werden mit Lachen eingeleitet und beschlossen.

Der Spanierin entgeht nichts, was mit ihrem Evatum zu schaffen hat. Sie sieht den Ring, den man am Finger trägt, und will sofort dessen Geschichte wissen; sie besteht darauf, auch wenn dieser Ring keine Geschichte hat. Ist jemand im Familienkreise ihr unbekannt, so sieht man sie, zwischen Unruhe und Beobachtung geteilt, auf dem Sessel herumrücken; vor allem, wenn der Unbekannte ein Mann ist. Sie beruhigt sich erst dann, wenn sie in den Besitz der vollständigen Personalien des Betreffenden gelangt ist.

Die Kastilianerinnen behaupten, dass die Andalusierinnen *un poco ligeras*, ein wenig leicht seien; dasselbe behaupten die Asturianerinnen von den Andalusierinnen und von den Kastilianerinnen. Mir ist eine große Verschiedenheit im Charakter und

in der Anschauung der Frauen des Nordens und des Südens nicht aufgefallen; die einen wie die anderen würden nur das Recht haben, einander zu preisen.

Wie die Spanierin sich zur Religion stellt, wie sie der Liebe huldigt — meine Vermutungen darüber, wie weit die Ehe sie angeht, habe ich an anderer Stelle ausführlicher ausgesprochen.

Das katholische Dogma trägt sie noch treu im Herzen, wie zur Zeit, da sie die Schärpe ihres Liebsten stickte, der in den Maurenkriegen blutete. Aber in betreff der Materie, welche dieses Dogma versinnbildlichen soll, ist ihr Urteil rationell geworden. Nicht, dass sie dieses Urteil auszusprechen wagt; sie ist viel zu sehr Blume, als dass sie nicht wüsste, dass sie durch ein laut ausgesprochenes Urteil sich eines Teils ihres Duftes berauben würde. Aber sie weiß genug Wege, um sich zu ver-raten. In einer kastilischen Kathedrale las einst der Bischof, ein junger Mann mit dunklem schönen Gesicht, die Messe. Kurz darauf, dicht bei der Kirchenthür, an welcher ich mit einem Bekannten stand, fragten diesen einige befreundete Damen, was er über den Bischof dächte. Als er meinte, dass jener besser dazu sich eigne, an der Spitze eines Garde-Regiments den Frauen die Hände zu küssen, als zum Priester, erwiderte keine von ihnen ein

Wort; aber sie alle, es waren auch Mädchen darunter, gaben ihre Gedanken preis mit demselben Lächeln, mit demselben Blick: in dem einen aber wie dem andern war die Definition und die Grenze ihres Katholizismus enthalten.

Was die spanische Liebe betrifft, so gleicht sie der italienischen Musik. Wie das Ohr die letzte empfängt, leicht und schmerzlos, so empfängt das Herz auch gern die erste. Die eine aber wie die andere dringt nicht in die Schatzkammer des menschlichen Wesens. Ich glaube nicht, dass das kastilische Wort *Novia* richtig übersetzt ist mit dem Worte Braut; eher heißt es wohl Liebste; aber Liebste in der besten Bedeutung. Das verpfändete Herz und das Ehrenwort, welches in unserem Worte Braut enthalten ist, kennt das spanische „*Novia*“ nicht. Die *Relaciones*, diese schnell wechselnden Verhältnisse, welche nicht einmal durch den Moment der Herzenspein voneinander geschieden sind, machen allerdings die Jugend der Spanierin bewegter, verhelfen ihr zu dem chevaleresken, romantischen Zauber, um dessen willen wir uns zu ihr hinübersehen. Sie beneidet nicht die Frauen, welche mit einem einzigen Bilde im Herzen sterben. Die Erinnerungen ihres Herzens sind so mannigfaltig, die Anzahl der Myrten- und Rosenkränze, welche ihm dargebracht wurden, oder welche es durch seine Kühnheit sich selber

darbrachte, ist so groß, dass, wenn es zu schlagen aufhört, der Gedanke an erfüllte Pflichten nicht sein letzter sein kann. Eher ist es der Gedanke an den Duft der genossenen Blumen; ihm beichtet sie und er drückt ihr die Augen zu.

Spanische Sitten.

Es ist leicht, die Sitten eines fremden Landes da festzustellen, wo sie von dem des eigenen abweichen; schwerer dagegen, durch die Fremdheit dieser Sitten, durch den Gegensatz, in welchem sie zu den eigenen stehen, durch die Befangenheit und Unbehaglichkeit, welche sie dadurch erzeugen, nicht in die Versuchung zu kommen, ein einseitiges, ungerechtes Urtheil über sie zu fällen. Es bedarf der ganzen richtigen, ich möchte sagen begeisterten Auffassung und Würdigung des Klimas und der Geschichte des Landes, um diese Sitten verständlich zu machen; es bedarf des subtilsten Geschmacks, um diese Sitten, die einem wie eine feindliche Partei entgentreten, in vielem achten und in manchem den seinigen vorziehen zu lernen. Der Malagueño, welcher der Dame eine Galanterie ins Gesicht sagt, die nahe an die Zote streift, oder die Münchnerin hinter dem Maßkrüge Bier —

wessen Anblick und Handlungsweise ästhetischer ist, könnte erst nach langen Debatten entschieden werden.

Die geographische Lage Spaniens, die südwestliche Verbannung hinter den Pyrenäenwall haben der Peninsula den Eintauch der allgemeinen europäischen Sitten erschwert, die in dem großen Rechteck Mitteleuropas eher Gelegenheit fanden, international zu werden, insbesondere durch die Kriege und durch die Reisenden, welche beiden immer in gerader Richtung vordringen konnten, durch die Grenzen, welche in hundert Meilen langen Strecken offen einander gegenüber lagen, durch die Zivilisation, welche die nördlichen Inseln und Halbinseln innerhalb jenes Rechtecks suchten, um dieselbe nach der rauhen Heimat überzuführen. Zur exzentrischen Lage Spaniens gesellte sich noch der siebenhundertjährige Blick nach dem Süden auf die abziehenden Mauren; so stand es jahrhundertlang mit Europa Rücken gegen Rücken; nachdem es dem Erdteil in neuerer Zeit wieder das Angesicht zugewendet hat, versteht es ihn nicht, und wird in gleichem Maße auch von diesem nicht verstanden. Die spanischen Frauen bekleiden sich mit dem Pariser Hut, die spanischen Männer mit der Pariser Konstitution; aber weder die einen noch die anderen wissen, wie sie das ungewohnte Kleidungsstück zu

tragen haben. Der Europäer will bei dem Spanier Dolche, seidene Strickleitern, Boleros etc. finden; er erklärt, dass der Spanier, dieser freundliche, nachsichtige Mensch, welcher sich ihm während einer Reise durch Spanien vorstellt, und von Dolch und Strickleitern nie etwas gehört zu haben scheint, eigentlich gar kein Spanier sei; und wenn er nach einiger Zeit einsieht, dass er es dennoch mit Spaniern zu thun hat, ist er ihnen beinahe böse, weil sie nicht den Gebilden seiner Phantasie entsprechen und verleumdet sie dadurch, dass er sie entartet nennt.

Die Entwicklung der Sitten und das daraus resultierende Bild, welches sich dem Beobachter darbietet, pflegt in seiner wichtigeren und delikateren Hälfte bedingt zu sein durch die Stellung, welche während eines entsprechenden Zeitraums das weibliche Geschlecht zu dem männlichen eingenommen hat. Dasjenige Geschlecht, welches durch reichere Beanlagung das Reich der Liebe sich unterthan zu machen versteht, wird hierdurch, auch ohne es zu beabsichtigen, Vorschriften machen auch in solchen Bereichen, die ihm eigentlich fern liegen. Das besiegte Geschlecht beugt sich, und sucht dem Überwinder ebenfalls in den Bereichen zum Wohlgefallen zu leben, in denen seine Autonomie noch nicht bestritten ist.

Das Verhältniß des Mannes zum Weibe und der Sieg des letzteren wird in Spanien durch nichts besser illustriert, als durch den spanischen Tanz, möge sich dieser nüancieren und nennen, wie er wolle. Seine Idee ist stets dieselbe, sowohl bei der aragonesischen Jota, wie auch bei der Manchega Neukastiliens, wie endlich auch bei dem andalusischen Bolero und in der Seguidilla. Das Weib tanzt einsam gegenüber dem einsamen Manne; es ist ein Zweikampf im Angesichte der beiden Heere, der beiden feindlichen Geschlechter. Die Unbefangenheit, die Intelligenz, man kann sagen der Fatalismus, sind dabei stets auf Seiten des Weibes. Sie kennt ihren Beruf, sie kennt ihre Pflicht, sie will den beiden genügen; damit aber die Wonne des Sichergebens sich verdoppele, reizt sie den Mann durch Entfaltung von Siegesemblemen in Stirn, Auge und Mund. Der Mann verhält sich dem gegenüber wie ein blindes, beschränktes Geschöpf. Er ahnt nicht die Verheißung in den Bewegungen der Gegnerin, er sieht nur ihre Weigerung; und verblendet, des Verstandes bar, macht er aus seinem Tanz das Panorama der langen Reihe von kindischen und brutalen Leidenschaften, welche sein Herz zerreißen. Wie ein feiger, niedriggeborener Sklave schaut er auf die, welche über ihm schwebt wie eine Königin ohne Volkstribunen und Senat, und erst dann fühlt

er sich erlöst, wenn sie, erschöpft von so vielem Übermut, keuchend vor ihm zusammensinkt.

Sehen wir nach, unter welchen Formen sich die Ideen dieses Tanzes auf den Alltagsschritt des gesellschaftlichen Lebens in Spanien übertragen lassen.

Der Begriff der Platonik in der Liebe ist in Griechenland entstanden, d. h. unter demselben Himmelsstrich, unter welchem Spanien liegt. Diesen Begriff jedoch einem Eingeborenen des letztgenannten Landes erklären zu wollen, ist schwierig; ihn von der Existenz der Platonik überzeugen zu wollen, ist sogar unmöglich. Die Spanier glauben zu begreifen, wenn man sie darüber denken lehrt nach Analogie der Kindes- und Geschwisterliebe, und zulässt, dass der in der Analogie gemeinte passive Gegenstand alt und hässlich ist: keusche Empfindungen gegenüber einem schönen jungen Weibe erklären sie für die krankhafte Weisheit der Poeten und Phantasten. Dass sie das Wesen der Platonik nicht zu begreifen vermögen, versteht nach einigen Jahren Aufenthalts in Spanien auch der Nordländer; tausend Einflüsse machen sich bemerkbar, welche auch ihm das Weib zu einem anderen Wesen umformen, demselben einige Reize rauben und ihm an deren Stelle andere neue schenken. Das Weib des Nordens, aus dessen großer Familie man ein einziges, alleinseligmachendes Glied auserwählt, um durch den Kultus

desselben dem Kultus des ganzen Geschlechtes obzuliegen, vermag diese Zone nicht zu ertragen; es verblasst, und näher tritt ein mit all' seinen Individuen werbendes Geschlecht, welches, schöner im Wahn der befriedigten Eitelkeit, auch zerstörender wirkt, und den großen Tempel der Brust in tausend Kapellen zerspaltet, deren neidische Götter einander nicht raten und helfen mögen.

Nicht ausschliesslich, aber doch zu einem Theil ist es auf die Sinnlichkeit zurückzuführen, dass bei Werbungen der Rang und Stand des Begehrten erst in zweiter Reihe, in erster jedoch seine körperlichen Eigenschaften berücksichtigt werden. Zumal von den männlichen Spaniern; diese täuschen sich über sich selbst, wenn sie manchmal behaupten, dass hochgeborene Frauen ihnen die fehlende Schönheit durch die Illusion ausgleichen, welche ihr Adel wachruft. Von körperlichem Reiz fesselt sie mehr die Schönheit der Gestalt; nicht so sehr die Schönheit des Gesichtes.

Von den Frauen will es mir scheinen, als ob deren Phantasie dermaßen verwickelte Wege wandelt, dass es schwer wird, sie auf denselben zu begleiten. Die geistvolleren Frauen, welche in Spanien sonderbarerweise zugleich auch die schöneren sind, binden sich gar oft an Männer, deren Vorzüge auch die kühnste Geschmacksrichtung nicht aufzufinden

vermag. Auch die deutschen Frauen ziehen Geist und Witz vor; aber nur dann, wenn beide auf den Charakter gegründet sind. Die Spanierin jedoch scheint den Geist dann am liebsten zu sehen, wenn er in der abenteuerlichsten Hülle sich darbietet; gerade in solchen Fällen erliegt sie einer beispiellosen Leidenschaft. Ich glaube, dass sie gern auf alle Charaktereigenschaften verzichtet, ausgenommen auf die der persönlichen Tapferkeit; diese ersetzt ihr alle anderen; und wenn ihr Streben höher geht, so ergeben sich aus dieser für sie alle anderen. Zur Charakterüberlegenheit eines Mannes stellt sie sich, wie etwa ein Student zu einem weißhaarigen Geistlichen; sie erkennt dieselbe an, empfindet angesichts derselben jedoch eine gewisse Unbehaglichkeit. Nur die Spanierin plumpester Beanlagung bevorzugt in ihren Tändeleien körperliche Schönheit; Feinheit der Manieren macht nur auf ältere Frauen Eindruck: bei der jüngeren Region wird der Heiligenschein, die Solidität, die Sittenreinheit nie zu einem Erfolge verhelfen. Der Ernst, das Schweigen, die in Deutschland so sehr gewünschte sogenannte Gesetztheit erscheint der Spanierin gar sehr verwandt mit Dummheit. Ich wüßte kaum, wo ich unter meinen Erinnerungen einen Fall auffinden könnte, aus welchem sich eine Ausnahme für die oben geäußerten Ansichten entnehmen ließe.

Bei ihrer vor der des Mannes ausgezeichneteren Körperentwicklung ist es natürlich, dass die Spanierin auch sinnlicher ist. Sie, welche in der Öffentlichkeit so unbefangen und herzlich die Hand des Mannes zu schütteln versteht, bebt zusammen, auch bei oberflächlicher Berührung, wenn sie mit ihm allein ist; man sieht es diesen Augen an, welche wie keine anderen auf der Welt das Geschlecht und den Beruf des Weibes wiederzuspiegeln verstehen, dass sie sich der Folgen dieser Berührung kaum zu erwehren vermag. Wie tapfer muss sie sein, wenn sie freiwillig auf solche Begegnungen verzichtet und es zu Katastrophen nicht häufiger kommen lässt als die Frauen Nordeuropas; vielleicht aber verhilft ihr auch zum Siege über sich selbst der nachlässigere Charakter ihres Landsmannes, welcher trotz seiner fordernden Leidenschaft nicht fähig ist, seinem Sturm eine längere Dauer zu verleihen. Diese Nachlässigkeit unterstützt also die Spanierin bei ihrer Selbstüberwindung; denn der geringste Erfolg, welchen der Mann ihr abringt, ist für sie der gefallene Würfel; eine unbedeutende Gunstbezeugung, an welche sich für das Weib des Nordens nicht die leisesten Folgen knüpfen würden, ist für die Spanierin von entscheidender Wirkung. Man sagt, dass sie Wochen und Monate lang vergebens um einen Kuss bei sich betteln lässt; dass

sie aber, wenn sie den ersten empfangen hat, freiwillig den Geliebten unter Küssen erstickt, und dass, wenn derselbe, eine unberufene Störung fürchtend, sie warnt, sie sich mit einem bebenden *Y que importa*, „was thut das“, über jede Rücksicht hinwegsetzt. — Das Fehlen einer gemäßigten Zone in der Gefühlswelt, über welche sich ein allmählicher Übergang aus ihren kalten Extremen in die heißen herstellen liesse, bringt es mit sich, dass die Spanierin ihre Tugend tapferer und schroffer behütet als die Nordländerin; dass sie sich aber auch, wenn der Schatz einmal gehoben ist, eher darein ergiebt, und auch das Bewusstsein des Falls sich bald in ihr verwischt. Während meines achtzehnmonatlichen Aufenthaltes in Sevilla geschah es dreimal, dass ich nach Mitternacht vor dem Findelhause in der *Calle de la Cuna* Mädchen begegnete, welche Säuglinge an dem Schalter jenes Hauses niederlegten. Sie gehörten nicht den ärmsten Klassen an und gestanden ohne Ziererei die Mutterschaft ein: es war auch in diesem Falle jene Natürlichkeit, von der Gregorovius sagt, dass sie der Schild der Frauen des Südens ist.

Diesem jäh auflodernden und jäh abbrechenden Gefühl, dieser Liebe ohne Morgen- und ohne Abendrot ist in Spanien Rechnung getragen worden durch eine entsprechende äussere Organisation. Es wird von dem Standpunkt ausgegangen, dass der Liebe

durchaus gehuldigt werden müsse, dass die Jugend für die Liebe da sei und die Liebe für die Jugend: der Ehe wird in dieser Resolution kein Moment eingeräumt. Denn die Ehe wird von den aktiv Beteiligten, d. h. von den Liebenden, kaum erstrebt, und von den passiv Beteiligten, also von den Eltern, werden die Bestrebungen der jungen Leute auch nur in den seltensten Fällen dahin ausgelegt. Die Wünsche der einen und die Nachsicht der anderen vereinigen sich in der Überzeugung von der Notwendigkeit eines Tributs an das feurig fordernde junge Blut. So entsteht das, was der Spanier mit dem kühlen diskreten Wort „*estar en relaciones*“, in Beziehungen stehen, bezeichnet. Diese „Beziehungen“ beginnen mit dem Aufhören des Knabenalters und hören manchmal, wenn der Betreffende Junggeselle bleibt, erst im Greisenalter auf. Das Mädchen erprobt mit diesen Beziehungen die Charaktereigenschaften der Männerwelt, der Mann die der Frauenwelt; es giebt allerdings auch in Spanien Paare, welche sich zehn Jahre treu bleiben und dann heiraten; sie bilden jedoch Ausnahmen, welche einem gewöhnlich von Bekannten als Kuriositäten berichtet werden, die man selbst aber niemals beobachtet.

Jene Beziehungen gehen meistens über eine dreimonatliche Dauer nicht hinaus; ersichtlich ist es, wenigstens bei einem von beiden Teilen, von vorn-

herein, dass man nicht geneigt ist, die Angelegenheit bis zur Heirat sich zuspitzen zu lassen. Die Verhältnisse werden eingegangen, wie ich oben bemerkte, unter den absichtlich sich schließenden Augen der Eltern; der dritte im Bunde, welcher die Korrespondenz besorgt, dessen Person bei Rendez-vous der Schild oder Blitzableiter ist, ist meistens die Schwester, manchmal das Dienstmädchen, welches letzteres durch die ausgezeichnete Behandlung, die es von seiten der spanischen Familie im allgemeinen und von seiten der Señorita im besonderen genießt, sich gern dazu hergiebt, der treue Schutzengel dieser Bündnisse zu sein.

Eingeleitet werden die letzteren durch Promenaden des jungen Mannes vor dem Hause des angebeteten Sterns, durch das Folgen auf der Strafe, durch gleichzeitiges Besuchen der Messe, während welcher jedoch ein verstohlener Briefwechsel zu den selteneren Fällen, ein Blickwechsel aber zu den häufigeren gehört. Das erste stille Jawort der jungen Spanierin ist in der *Mirada* enthalten, in jenem berühmten Blick, dieser kleinen Sonne, welche die große Sonne, die über Spanien leuchtet, dem Weibe als erstes vornehmstes Geschenk in die Wiege gelegt hat. Die Erklärung geschieht meistens schriftlich; selten in dem stilleren Winkel eines geselligen Kreises. Man möge sich nun nicht Liebesleute vorstellen,

welche sich in die Arme fliegen und die Seligkeit im Himmel und auf Erden dekretieren möchten; das Mädchen gesteht manchmal dem jungen Mann, dass sie sich nur aus Langeweile ihm anschliesse; sie wolle zusehen, ob er mit der Zeit mehr verdiene. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass sie schon nach wenigen Tagen in hellen Flammen stehen kann.

Die *Relaciones* berühren die Ehre der Mädchen in keinem Falle. Die Spanier gestehen, dass während ihrer Dauer der Mann sich keiner Gunstbezeugung von seiten der Novia rühmen kann; vielleicht eines Händedruckes, aber niemals eines Kusses. So beschränke sich das Verhältniss eigentlich nur auf die Unterhaltung und vermehre in dem Mädchen die Kenntniss der menschlichen Seele. Die Spanier meinen auch, dass es gar keine Gelegenheit gäbe für den Austausch erotischer Begünstigungen; denn im Norden Spaniens spräche man stets angesichts einer grossen Menge, und im Süden, wenn auch bei Nacht, so doch höchstens durch das vergitterte Fenster; die Sevillanerinnen aus den feineren Klassen leugnen auch dieses und erklären es für eine veraltete Sitte, welche nur noch in gewissen Kreisen gepflegt würde. Die Sevillanerinnen müssen es wissen; derjenige, welcher das Gegenteil behaupten würde, möchte ungalant erscheinen.

Die Spanierin ist chevaleresk. Die etwaigen Un-

annehmlichkeiten, welche die Relationen mit sich bringen, nimmt sie, wenn es möglich ist, auf sich allein. Sie lenkt die Schuld auf sich; gerät sie mit den Eltern über ihr Verhältniß in Streit, so sucht sie den Geliebten fern zu halten, und kämpft allein. Sie theilt gern Geschenke aus, aber sie sträubt sich, welche anzunehmen. Ihre Liebe ist energischer, opferfreudiger, glühender als die anderer Frauen; dafür ist dieselbe aber auch egoistischer. Die Resignation, welche man bei den Frauen des Nordens findet, d. h. die Möglichkeit, einen Mann heiß zu lieben, und dennoch auf ihn zu verzichten, damit er mit einer anderen glücklicher werde, ist der Spanierin fremd: für ihre Leidenschaft will sie belohnt sein. In dem Ausdruck dieser Leidenschaft mischen sich, wenn sie brieflich ausgesprochen wird, bei den höheren Klassen Reminiszenzen aus der Schule, deren Doktrinarismus sich erst mit der Dauer des Verhältnisses verliert; es wird endlich die Sprache der Liebe, aber doch nicht die Sprache der spanischen Liebe in ihrer Vollendung. Die Frauen des Volkes offenbaren sich in anderer Weise. In bitterem Streit mit der Orthographie, vermögen sie außerdem ihre ungewöhnte und ungeduldige Hand nur durch harte Tyrannei zu bewegen, eigentümliche Buchstaben auf das Papier zu malen; aber wenn auch der erste Brief noch als groteskes Gestammel

erscheint, so erkennt man doch im zweiten schon jenes Durcheinanderwogen von Wolken und Sonnenschein, welches den Kampf eines begabten Herzens illustriert. Die Sprache ist hastig, die Polemik stützt sich gewöhnlich auf Bilder, die manchmal sehr schön sind; der Inhalt ist immer die Liebe um jeden Preis, das Ziel der bedingungslose gegenseitige Besitz.

Wenn die Liebe der Beruf des Weibes ist, so geht die Spanierin diesem Beruf nach mit einem Talent ohne Gleichen. Der *Compañerismo*, die wunderbare Kameradschaft, welche die Altersgenossinnen in Sachen der Liebe verbindet, die *Phalanx*, welche sie gegen die Vormundschaft des höheren Alters errichten, sie beide sind ideell. Die ausgezeichnete Verstellung, die Improvisation, durch welche die Spanierin die unberufene Aufmerksamkeit von ihrer Liebe abzulenken versteht, wird nur durch die Improvisation und Verstellung der Freundin oder Schwester übertroffen, die, unerwartet dazu kommend, dem Wink der Gefährtin entspricht und, obgleich über den Ausgangspunkt jener Improvisation nicht unterrichtet, diese mit Glück zu Ende führt, allein durch ihren Eva-Instinkt geleitet. Wer die Spanierin bei diesen Dingen beobachtet, oder, wenn er mit ihr Intimität geschlossen hat, sie die Triebfedern ihres Wesens bekennen hört, muss in ihr die

Identifizierung des römischen *ubi tu Gaius, ibi ego Gaia* anerkennen. Um ihre Frauenleidenschaften drehen sich alle Sterne. Ihr Herz lässt sich mit keinem Dinge besser vergleichen als mit der Madrider Galerie. Wie viele Blumen von Menendez, wie viel Leidenschaft von Goya, wie viel Porträts von Coëlle, wie viel Reiterbilder von Velasquez — und daneben, darüber, darunter immer der Grundzug, die *Virgen* des Murillo, dieses Weib, das für den Himmel bestimmt ist und doch von der Erde nicht lassen kann.

Liebe freilich kann man eigentlich jenes so schnell zu Asche werdende Gefühl, wie es sich in den Relationen kundthut, nicht nennen; eher ein Lieben, da es sich so oft wiederholt. Die Spanierin hat viel mehr die Eigenschaften des Don Juan als der Spanier; damit hängt es zusammen, dass sie selten einer Herzensangelegenheit wegen verkümmert. Denn diese wird stets nur eine Episode in der reichen Geschichte ihres Herzens bilden. In den Irrenhäusern, z. B. in dem von Valladolid, habe ich infolge der Unterhaltung mit den kranken Frauen mich oft gewundert, dass die Ursache ihres Wahnsinns fast immer aus der Verletzung der Mutter- und Kindesliebe, manchmal sogar der Geschwisterliebe sich herausstellte; selten jedoch aus der erotischen Liebe.

Die Verhältnisse, jene Relationen, beginnen und endigen derartig, dass man nie genau feststellen kann, wo das alte aufhört und wo das neue beginnt. Oft hat dieses schon begonnen, bevor jenes gelöst ist; so dass tagelang zwei Götter nebeneinander wohnen, sei es im Herzen des Mannes oder in dem des Mädchens. Bei der Lösung fließen auf der einen Seite oft Thränen; niemals aber giebt es einen Skandal. Dass das erste Verhältniss das innigste ist und am längsten währt, ergibt sich aus seiner Erstlingsschaft; die späteren sind von geringerer Dauer; man behauptet sogar, dass die Spanierin bei ihrer letzten Liebschaft dieser Art, d. h. bei derjenigen, welche mit der Heirat abschliesst, sich müde dem ersten besten an den Hals wirft. Ich habe trotzdem an anderer Stelle dieses Buches behauptet, dass sie noch Ideale in die Ehe mitbringe, und, wenn diese Ideale so bald zu Boden stürzen, die Indolenz des Mannes daran schuld sei: einen nicht geringen Anteil an der Zertrümmerung der Ideale hat aber wohl auch die allzu schnelle Erkenntnis des Charakters des Mannes, in welcher sich zu üben ihr schon vor der Ehe allzuviel Gelegenheit gegeben worden ist.

Es würde auch im Falle dieser so schnell wechselnden Verhältnisse nicht gestattet sein, wenn man, auf deutscher Sitte fußend, in ihnen eine Entartung

spanischer Sitte sehen will. Die *Relaciones* haben vielleicht schon zur Gotenzeit existiert; ältere Spanier, deren persönliche Erinnerungen in die Zeit des Unabhängigkeitskampfes zurückreichen, kannten dieselben schon damals unter ihrer heutigen Form. Ebenso unverständlich und frivol, wie diese Verhältnisse der nordischen Frau erscheinen mögen, erscheint das nordische Brautverhältnis der Spanierin. Ich habe gehört, wie Damenkreise die Vertraulichkeiten des deutschen Brautstandes mit unverstellter Entrüstung tadelten; die gemäßigteren schüttelten wenigstens die Köpfe. Es waren Damen darunter, deren Töchter viele *Relaciones* hintereinander gehabt hatten: sie schienen zu zweifeln, ob diese Töchter den Bericht solcher deutschen Sitten, als da sind der Brautkuss, der einsame Spaziergang u. s. w. überhaupt anhören dürften. In vielen spanischen Kreisen erregt es sogar Anstoß, wenn man des Kusses auch nur erwähnt; gleichviel, ob der sinnliche Kuss auf den Frauenmund oder nur der kühle der Freundschaft gemeint ist. Als der deutsche Kronprinz bei seiner Anwesenheit auf der Peninsula den König Alfons und die spanischen Generale bei der Begrüßung und beim Abschiede küsste, falteten die Spanier verwundert die Hände; nach langem Kopferbrechen wurden sie endlich darüber einig, dass hier von seiten des Kronprinzen eine ganz beson-

dere, bis dahin nie dagewesene Auszeichnung vorliege. Es charakterisiert sich hierin wiederum der merkwürdige Widerwille dieses Volkes gegen alles Auffallende und die falsche Deutung dessen, was nicht in seinem subjektiven gesellschaftlichen Kodex enthalten ist: die Selbstbeherrschung, die Diskretion auf der Gasse, das ist es, was früher von leichtsinnigen Schriftstellern *Grandeza* genannt worden ist. Die Diskretion, ich füge ausdrücklich bei, auf der Gasse: denn ein jäherer Übergang von dem Wesen des Spaniers auf der Gasse zu dem, welches er innerhalb der vier Wände preisgiebt, kann kaum gedacht werden. In Triana traf ich einst eine Cigarrera, welche sich gegen einen Burschen verteidigte, der sie um die Taille fassen wollte; sie meinte, wenn sie auch nur eine Cigarrera sei, so hätte sie doch mehr Schamgefühl wie eine Condesa. Es war am Karfreitage; Gayarre sang um Mitternacht in der Kathedrale von Sevilla das Miserere. Da sah ich denn, wie in einem düsteren Winkel der gewaltigen Kirche ebendieselbe Cigarrera sich wohlgefällig vielen Händen hintereinander, auch denen jenes Burschen, überliefs. Die Selbstbeherrschung, von jener Cigarrera mit *Vergüenza*, Scham, übersetzt, schien nicht mehr nötig innerhalb der vier Wände, wenn diese auch einem Tempel angehörten. Sie, die Selbstbeherrschung, ist die spanische Wand, welche

dieses Volk zwischen die Öffentlichkeit und zwischen die sinnliche Grundlage seines Charakters gestellt hat. Der Erziehung, welche die sengende Sonne dem Blut gegeben hat, dem Beispiel des schrankenlosen, wolkenlosen, blauen Himmels, beiden wird in vollem Mafse genügt; aber erst dann, wenn in der Öffentlichkeit der europäischen Zivilisation genügt worden ist; in dem aus der Selbstbeherrschung hervorgegangenen Anstande ist der Spanier weit mehr Europäer als sämtliche nordöstlich von ihm wohnende Völkerschaften.

Die *Relaciones* werden weder durch das äußere Zeichen eines Verlobungsringes, noch durch Ostentation, noch durch Präsentation angedeutet. Sie kommen erst dann im Familienkreise zur Verhandlung, wenn das Verhältniß mit einer Heirat abschließen will. Dann bittet der Verlobte, oder die Eltern desselben bei den Eltern der Braut um deren Hand; wenige Tage darauf feiert man die Hochzeit. So lange die *Relaciones* durch solche Werbung nicht offiziell geworden sind, kümmern sich die beiderseitigen Eltern sehr wenig um die Verhältnisse, um den Stand und Namen des *Novio* oder der *Novia*; der Vater allerdings noch weniger als die Mutter, deren Eitelkeit durch die Zahl Derjenigen, welche ihre Tochter umwerben, in Spanien in noch höherem Grade befriedigt wird als die Eitelkeit der Mütter

bei anderen Völkern. Ich habe einmal die Phrase gehört: „Ich will nicht, dass meine Tochter hier in A. heiratet; was werden aber die Leute sagen, wenn sie nicht einmal einen Novio hat?“ Es ist selbstverständlich, dass der Rang und der Reichtum auch in den Augen der spanischen Mutter Anknüpfungspunkte ersten Ranges sind; ist sie selber jedoch gut situiert und damit auch die Tochter, so lässt sie jene Argumente nach kurzem Kampfe fallen und es genügt ihr, dass der Bräutigam eine *buena persona* ist. Seine Eigenschaft als *buena persona* hilft ihm darüber hinweg, dass er kein Vermögen, kein Amt, keine Zukunft hat; es wird auch nicht viel danach gefragt, ob er jemals daran denke, sich selbständig zu machen: das ist die Rücksichtnahme auf die allgemeinen spanischen Verhältnisse.

Wenn die Spanierin öfter und leichter in der ehelichen Treue fehlt als die Frau des Nordens, so könnte ein Rationalist als Entschuldigung dafür anführen, dass die Treue etwas Relatives sei. Nicht allein das Klima stehe der nordischen Frau zur Seite; wo es keine Anfechtung gäbe, sei auch keine Gefahr vorhanden. Diese Gefahr, das erste Wort des Mannes, lasse sich im Norden nur in vereinzelten Fällen beobachten; dagegen sei das Wort des Mannes, als Galanterie sich gebend, in Spanien eine nationale Sitte, deren Erfüllung von dem gesamten Volk ge-

fordert werde; da, wo man ihr nicht nachkomme, errege man Anstofs.

Die Huldigung, welche die Spanierin fordert von dem Augenblick an, wo der Kavalier ihr vorgestellt wird, und welcher derselbe sofort entspricht, richtet sich nur im ersten Augenblick an das Geschlecht *des vis à vis*, dann aber an die Persönlichkeit selbst. Öfter liegt keine Absicht zu grunde; manchmal ist sie vorhanden. In beiden Fällen wendet die Spanierin eine ausgezeichnete Taktik des Scherzes an, welche ihr erlaubt, den Mann zur Preisgebung seiner letzten Gedanken zu vermögen; nachdem sie sich in den Besitz sämtlicher Geheimnisse gesetzt hat, erlaubt es ihr dieselbe Taktik, entweder ernst zu werden und auf das Geständnis einzugehen, oder lachend und ungefährdet umzukehren. Der Scherz mildert auch den Korb, den der Kavalier bekommt, und erlaubt es eher, ein guter Freund der spröden Frau zu bleiben, als es bei uns geschehen dürfte. Ich weiß nicht, ob es Spanierinnen giebt, denen das Kleinod dieser Taktik unbekannt ist. Die Ernste wird, wenn sie ablehnt, doch um Entschuldigung bitten, vielleicht auch die Gründe angeben, welche ihr verbieten, die Neigung des Anbeters anzunehmen. Das Mädchen, wie die Frau; die letztere empfindet und würdigt die Huldigung, die ihr durch das Geständnis jenes dargebracht wird; in

zweiter Reihe erst empfindet sie das Vergehen jenes gegen ihren Gatten; wenn die tiefer empfundene Huldigung dieses Vergehen nicht schon illusorisch gemacht hätte, so würde dasselbe dennoch totgeschwiegen, im Herzen vergessen werden durch den von ihr geteilten allgemeinen spanischen Widerwillen gegen jeden Skandal. Darum lässt sie sich zu keiner Bewegung des Abscheu, zu keinem Wort der Entrüstung herab, auch wenn sie den Impuls dazu fühlt.

Dem Gatten teilt sie wohl nie etwas mit; das Geständnis, welches sie gehört hat, ist in Spanien etwas so Alltägliches, muss dem Gatten durch Voraussetzung oder durch den Spiegel, welchen er seinem eigenen Leben vorhält, so sehr bekannt sein, dass sie eine Beichte nicht für nötig hält. Wenn sie ihm dennoch etwas erzählt, will sie wohl weniger der Pflicht entsprechen, welche das eheliche Verhältnis vorschreibt: sie hofft eben auf eine Lachstunde; diese wird ihr wahrscheinlich auch selten verweigert. Schon vor fünfzig Jahren erkannte Theophile Gautier, dass die spanischen Ehemänner die nachsichtigsten sind auf der ganzen Welt, und konnte sich die alte Sage von der spanischen Eifersucht nur erklären aus der Tendenz der Dramen, in deren Mehrzahl der Mantel und Degen eine Rolle spielt. Die Nachsicht des Ehemannes steht jedenfalls heute

noch auf derselben Höhe wie zu Gautiers Zeiten. Es ist im vorigen Jahre von einem unbekannten Verfasser in Madrid ein Roman *Lo prohibido* erschienen, ein geistreiches Selbstbekenntnis, das aus dem Beispiel der eigenen Beteiligung das Wohl und Wehe der spanischen Ehen schildert.

Wenn die Frau sich in dem Maße vergeht, dass der Fall offenkundig wird, so drückt nicht allein der beleidigte Mann, nicht allein die Familie, sondern drücken auch die weiten Kreise gern das Auge zu; auch in Madrid, obgleich gerade dort die Nachrichten sich wie ein Lauffeuer verbreiten, und nicht allein die weitesten, sondern auch die untersten Kreise erreichen; zu der Toleranz gesellt sich immer wieder der Hass gegen den Skandal. Ein einzigesmal nur, im Norden Spaniens, habe ich bemerkt, dass eine Dame von der besseren Gesellschaft ausgeschlossen wurde; es schien sich dieses Verdikt aber eher zu richten gegen die Art und Weise, in welcher sich die Schöne vergangen hatte und noch verging, als gegen die Natur des Vergehens selbst. Der Mann als Verführer, auch da, wo er ein solcher in der höchsten Potenz, also ein Wüstling ist, verliert seine gesellschaftliche Stellung nie.

So weit die Charakteristik der geschlechtlichen Beziehungen im spanischen Volke. Der sonstige Umgang, besonders der des Weibes, beruht auf Natur-

lichkeit und auf den Gaben des Geistes. Die Spanierin kann jeder Schulbildung bar sein, und dies doch während langer Jahre nicht merken lassen. Sie ist gleichmäfsig begabt; d. h. es finden sich nicht, wie manchmal bei uns in einer Versammlung, so viele Köpfe so viele Geister, von welchen der eine hinter dem anderen zurückbleibt und deren Beanlagung, wenn man dieselbe vergleicht, ziemlich buntscheckig aussieht: die Fragen, welche die Spanierinnen an einen richten, die Intelligenz, mit welcher sie die Antwort auffassen, der Ausdruck des Auges, welcher das eine wie das andere mit schweigenden Kommentaren zu begleiten pflegt, sind nicht nur in jeder Gesellschaft, sondern sogar in allen Teilen des Landes dieselben. Der Mann ist in allen Fällen unsicherer und exponierter in Gegenwart der Spanierin, als diese in der seinigen; besonders der Ausländer. Sie lächelt und spottet überall da, wo sie in Sprache und Manieren die Schule bemerkt, welche der Natur zuwider handelt. Die Herzlichkeit, der Handschlag, mit welchem sie dem Manne entgegenkommt, ist nicht etwa ein ihm zugedachter Vorzug, sondern nur eine objektive Äußerung der Erziehung und Sitte. Sie gesteht ihm in der ersten Minute des ersten Zusammentreffens vor versammeltem Kriegsvolk offen ein, dass sie ihn eigentlich schon lange kenne; sie habe ihn oft im Theater beobachtet,

manchmal auch auf der Promenade gesehen; sie neckt ihn damit, dass sie ihn in der und der StraÙe getroffen habe, in welcher ja das und das schöne Mädchen wohne u. dergl. Es liegt auch in diesem Interesse keine Bevorzugung; es ist nur Natürlichkeit und Offenheit; die unlautere Annäherung aber wird dadurch erleichtert und gefördert.

Der jähe Übergang von dem Extrem einer Empfindung zu dem Extrem derjenigen, welche ihr gegenübersteht, zeigt sich nicht nur in ihren Liebesangelegenheiten. Ich saß bei einem Stiergefecht in Sevilla hinter einer mir bekannten Señorita. Es geschah, dass der Matador Tuerto von einem Stier auf die Hörner genommen wurde. Als man den blutenden Torero hinaustrug, weinte die junge Dame laut und bitterlich; im nächsten Augenblick, ich weiß nicht mehr aus welchem Anlass, lachte sie jedoch schon wieder herzlich. Als ich sie nun mit diesem schnellen Gefühlswechsel aufzog, war die Antwort ein heiteres *es nuestro modo de ser, somos así* — „so sind wir, wir können nichts dafür“. Nicht der Vater, nicht die Mutter wurden beschuldigt, nicht die Erziehung oder die Traditionen; in jenem Wort lag die Kritik des spanischen Blutes, und wenn eine Anklage darin enthalten war, so galt sie höchstens dem glühenden Sonnengott droben, der zugleich entschuldigt wurde durch die Zufriedenheit und durch

das Glück, welches sich in jenem Lerchentriller aussprach — *somos asi*, der Herr hat's gegeben, der Name des Herrn sei gelobt.

Die Spanierin ist thätiger, als man im Norden geneigt ist anzunehmen. Die Frau der unteren Klassen arbeitet von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Ein nicht geringer Teil der Arbeit besteht in der Instandhaltung des Hauses, welche sogar eine deutsche Hausfrau für übertrieben halten muss, wenn sie erfährt, dass das Dienstmädchen täglich damit beschäftigt wird, die beschädigte Tünche der Mauern überzupinseln, so weit sich das ohne Leitern und andere Instrumente erreichen lässt. In manchen Theilen Sevillas scheuern, gleichwie in Holland, die Frauen das Straßenpflaster vor ihren Häusern. Die Nähmaschine ist ebenso thätig wie bei uns; man fühlt es den Handflächen der Mädchen aus den Mittelklassen an, dass sie etwas leisten müssen. Die uns überlieferte Unthätigkeit scheint sich nur über die Cubanerinnen und sonstigen Amerikanerinnen, vielleicht auch über die reichen Kaufmannstöchter zu erstrecken. Ich glaube nicht unrichtig bemerkt zu haben, dass die Spanierin aller Stände, wenn die Langeweile an sie herantritt, die Arbeit der Lektüre vorzieht. Ich habe oft vornehme Frauen die Strümpfe ihrer Kinder stopfen sehen, oder auch die eigenen. Es war kein Grund vorhanden, auf eine vorbereitete,

das Urtheil des Fremden blendende Koketterie zu schliessen, da ich, im Norden Spaniens wie im Süden, jene Frauen bei diesen Beschäftigungen vorfand, wenn mein Besuch nicht vermutet wurde.

Wenn von gewissen Gegenden Altkastiliens und Aragoniens abgesehen wird, von deren Frauen angenommen werden kann, dass diese ohne besonderen Skrupel einen kalten Wintermorgen als den Grund ansehen, sich nicht das Gesicht zu reinigen, so muss doch das objektive Urtheil dahin lauten, dass im allgemeinen die spanischen Frauen die Sauberkeit in beinahe peinlicher Weise lieben; vor allem in Andalusien, wo Hitze, Eitelkeit und Schönheit sie dazu zwingen. In der Öffentlichkeit verbindet die Spanierin die Sauberkeit mit der Eleganz; die vorzugsweise schwarze Kleidung, die schwarze Mantilla, welche auch heute noch die Weißglut des Gesichtes umrahmt, vermag ihr eher als anderen Frauen etwas Symbolisches zu verleihen; besonders dann, wenn sie in der Kirche kniet. Innerhalb des Hauses ordnet sie ihren Geschmack der Jahreszeit unter; im Einverständnis mit diesem Geschmack bleibt sie während des Sommers, da schmiegt sie sich in das weiße Gewand, in die Bata; im Winter jedoch verzichtet sie auf die Eleganz. Die elende Erwärmung der Zimmer durch den Braserio erlaubt ihr nicht, wählerisch zu sein; um der Kälte zu widerstehen,

umgiebt sie sich mit Kleidungsstücken jeden Schnitts und jeden Alters.

Man hört viel von der Mäsigkeit des Spaniers. Diese Mäsigkeit existiert in vollem Umfange auf dem Lande. Im Süden genügt eine Traube, ein Stück Melone, im Norden genügen die Garbanzos, hier wie dort in Verbindung mit Brot genossen, zum Unterhalt; die pikante, aber nicht überall beanspruchte Zugabe ist gewöhnlich der Ziegenkäse. Dem spanischen Soldaten soll zur Fortsetzung seiner Marsch- und Gefechtsfähigkeit täglich ein Bissen Brot und ein Schluck Wein genügen.

In der Stadt jedoch bleibt die spanische Mäsigkeit nur insofern dieselbe, als sie den Wein angeht; gegessen wird mehr als in Deutschland. Der am Morgen genossenen Chokolade folgt um die Mittagszeit ein Frühstück von mehreren Gängen, in der Dämmerung eine Hauptmahlzeit von sogar vielen Gängen. Nach dem Theater, Ball oder der Tertulia lässt man sich gewöhnlich noch zum Nachtessen nieder, das von dem Familienkreise allerdings nicht abhängig ist, und meistens nur das Bedürfnis des Mannes befriedigt; dieser nimmt es ein, wo er sich gerade aufhält, im Café, im Klub oder, wenn es ihm beliebt, seine Familie zurückzubegleiten, manchmal auch in seinem Hause. Das Essen ist, wie gesagt, reicher bedacht als in deutschen Familien. Ein

Mäßigkeitsprinzip auch darin kann nur demjenigen vorgeschwebt haben, welcher die Tertulias und die offiziellen Gesellschaften besuchte. Denn da giebt es nur Zuckerwasser und Konfekt, allenfalls noch Eis und Thee mit Kognak; welche Magendekorationen jemandem, der an germanische Fütterungen gewöhnt ist, gar wohl als ein Beweis allgemein herrschender Mäßigkeit erscheinen können.

Am sonderbarsten berührt das Verhalten des Spaniers gegenüber seinen schönen Weinen. Im allgemeinen ist er ein so starker Wassertrinker, dass er davon magenleidend wird. Er selbst und besonders auch die Frauen betrachten den Rausch, auch wenn er sich nie wiederholt, als eine weit schwerere Versündigung gegen den Anstand als eine öffentlich bekannt gewordene geschlechtliche Ausschweifung. Studenten und Kadetten, die Bewohner des Weichbildes des Manzanillaweines in Andalusien, die Asturier mit ihrem starken Äpfelwein erlauben sich manchmal kleine Ausschreitungen. Wer aber einem spanischen Rausch beigewohnt hat und diesen mit dem deutschen vergleicht, der vergleicht die Mücke mit dem Elefanten; ein spanischer Rausch, welcher in Spanien eine periodische Verbannung aus der Gesellschaft eintragen kann, würde in Deutschland in vielen Fällen dazu beitragen, dieselbe zu beleben. Nur in einem Falle wird Nachsicht geübt. Bei den

berühmten Nachmittagsausflügen, den *Meriendas*, thut mit Vergnügen auch Derjenige des Guten zu viel, welcher den Wein nicht liebt, und die Eltern bringen es übers Herz, über ihre heiteren Söhne zu lächeln. So wenig verständlich wie dem Nordländer die Enthaltensamkeit des Spaniers gegenüber der Verführungsgabe solcher Weine ist, so wenig versteht der Spanier den nordischen Durst. Wie eigentümlich mutet es uns nicht an, wenn ein guter Bekannter uns beim Arm nimmt und, um uns den hohen Grad seiner Freundschaft zu beweisen, im Café uns ein Likörgläschen mit Jerezwein bringen lässt, aber nur eins; oder wenn ein alter Oberst, der gehört hat, dass wir preussischer Soldat sind, uns in die Konditorei führt und dort durch die Einladung zu einem Stück Konfekt zu beweisen versucht, wie nahe ihm die preussische Armee stehe!

Wenn der Spanier dem Klima sein Recht einräumt in der Form von geschlechtlichen Ausschweifungen, so bleiben diese doch natürlich. Die italienischen Verirrungen sind ihm gar wohl bekannt und bilden in Andalusien die Quintessenz der Flüche. Auch im nördlichen Spanien handelt es sich bei den Flüchen stets um geschlechtliche Grundlagen; der Fluch des Kastiliers oder des Aragoniers ist aber niemals so lang und zeichnet sich niemals durch den erstaunlichen Reichtum der Phantasie aus, welchen

der Andalusier auch auf diese Art von „Rhetorik“ vergeudet. Trotz der wunderbaren Offenbarungen der Flüche genügt das Weib dem Manne, auch dem allen Genüssen nachspürenden Andalusier. Ohne gerade eine grössere Prostitution zu erziehen, wie in anderen Ländern, kommt das weibliche Geschlecht in Spanien dem Manne in einem Masse entgegen, dass Vergewaltigungen äusserst selten beobachtet werden, Lustmorde gänzlich unbekannt sind.

Auch von der spanischen Prachtliebe wird berichtet. Diese besteht, aber auch sie ist relativ. Sie überschreitet im Alltagsleben gewöhnlich nicht die oben erwähnte Eleganz; giebt es aber etwas zu feiern, so behängt man sich mit sämtlichen Sternen, unter den Uniformen wählt man die bunteste, die Frauen erliegen unter Halbmonden von Brillanten und schleifen Guirlanden von Juwelen hinter sich her; auch Frauen, von denen man weiss, dass ihr Vermögen nur untergeordnet ist, leisten in dem Aufwande von Diamanten Aufsergewöhnliches. — Spanien ist nicht so sehr das Land der Romantik und der Poesie, wie man es beim Eintritt in dasselbe zu finden gehofft hat; aber es ist zu viel gethan, dem ersten Eindruck zu erliegen und sich in schroffem Übergange zum gegensätzlichen Urtheil zu bekennen. Es ist nicht erlaubt, die Romantik und Poesie, welche Spanien in der That noch besitzt, in leicht-

sinniger Weise unbeachtet der allgemeinen Feststellung des Positivismus des heutigen Spaniers einzuverleiben. Obwohl auch Passarge, auf einen vierwöchentlichen Aufenthalt in Spanien bauend, ein Buch über dieses Land zu schreiben unternommen hat*), so hat er dennoch in der Beurteilung vieler Dinge den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich halte es aber nicht für annehmbar, wenn er aus viertägigem Aufenthalt in Valencia, von welchem noch ein Teil der Umgegend gewidmet ist, behauptet, „vergebens die vornehme Welt, die blitzenden Augen und Brillanten, die sprechenden Fächer gesucht zu haben: keine den besseren Ständen angehörige Dame wird je auf den Bänken der Glorieta oder gar mit dem Fächer spielen und sich den Hof machen lassen“ u. s. w. Passarge schrieb aus Valencia beim Beginne eines Märzmonates; da ist es denn selbstredend, dass er weder Fächer in den Händen der Damen, noch diese selbst auf den Ruhebänken gesehen hat. Der März ist auch in Valencia nicht so warm, dass Fächer und Ruhebank der Frau schon erwünscht sein könnten. Die Fächer sprechen, die Augen blitzen; aber sie stellen sich nicht wie Perikles auf die Rednerbühne und sprechen zu einem ganzen

*) Aus dem heutigen Spanien und Portugal. Reisebriefe. 2 Bde. (Leipzig 1881.)

Volk; wer nicht von dem Fächer oder von den Augen angesprochen wird, bemerkt eben nichts von ihnen.

Die Promenaden, die Paseos sind eine zu eigentümliche spanische Sitte, als dass sie an dieser Stelle übergangen werden könnten. Eigentümlich vor allem dadurch, dass sie Paseos heißen. Das Wort stammt von *Paso*, Schritt: der Spanier will damit sagen, dass er nicht läuft; in dem Wort liegt ein Teil seines Charakters. Wenn er auch behauptet, er gehe im Sommer auf den Paseo, um zu *respirar*, im Winter, um sich Bewegung zu machen, und nebenbei auch eingesteht, dass er Leute sehen wolle, so sind diese Paseos doch nur eine Art animierter Indolenz. Die Spanier werden es mir verdenken, wenn ich ihre Promenaden mit dergleichen Beobachtungen definiere; sie werden die Indolenz in diesem Falle bestreiten, indem sie auf die *Puerta del Sol*, auf die *Calle de Alcalá*, auf die *Calle de las Sierpes* und andere Rendez-vous spanischen Lebensgenusses zeigen. Unter der Indolenz, welche mir am Herzen liegt, verstehe ich nicht etwa den Verzicht auf Lärm, Lust und Liebe; ich verstehe darunter vor allem den Mangel an Egoismus, den Verzicht darauf, sich geistig und körperlich als der Erste zu wissen. Das Vaterland zu fördern durch ein Votum, durch die Teilnahme an einer Partei oder Zeitung, ist das Werk weniger

Minuten; die Zeit, welche darüber auf die Politik verwendet wird, ist vom Übel. Es würde nichts schaden, wenn der Spanier damit beginnen würde, Reformen für sein Ego zu dekretieren, und dagegen die Reformen, mit denen er so häufig sein Vaterland bedenkt, vorläufig hintenan zu setzen. —

Das Moment, welches den Gipfel der nordischen Opposition gegen die spanische Anschauung ausmacht, ist das Stiergefecht.

Ich verteidige dieses nicht und möchte an seine Stelle jede andere Belustigung setzen, selbst die eines Policinelltheaters; aber ich wage es, das Stiergefecht zu erklären. Was seinen Einfluss auf die Sitten anbetrifft, welcher von Leuten beobachtet wird, die vierzehn Tage in Spanien waren, so wüsste ich nicht, aus welchen Merkzeichen sich derselbe begründen liesse, selbst wenn das spanische Volk beanlagt wäre, den *Corridas* einen Einfluss über sich zuzuerkennen. Die geringe Zahl der Stiergefechte, ihre Beschränkung auf wenige Lokalitäten, gestattet ihnen nicht, das verderbliche Szepter über das ganze grofse Spanien zu schwingen. Denn das Dutzend Städte, in welchen, ausgenommen in Madrid und Sevilla, vielleicht nur jährlich drei Kämpfe gefeiert werden, umfasst nur den hundertsten Teil des Volkes, welches wohl mit einigen weiteren Teilen in die Städte strömt, um ihnen gelegentlich beizu-

wohnen, welches aber in Estremadura oder in Asturien dieselben nur von Hörensagen kennt. Und auch angesichts der Bevölkerung der Großstadt — sollte es nicht zu viel gesagt sein, dass ihr Charakter infolge der acht Stunden Stiergefechts, welche ihr während eines ganzen Jahres geboten werden, in unheimliche Bahnen gelenkt werden könnte?

Messerschlägereien in den andalusischen Hauptstädten, in welchen die Liebe für die Corrida am leidenschaftlichsten sich äußert, sind lange nicht so häufig wie in den deutschen Ostseehäfen. Das Verhalten den Tieren gegenüber ist verschieden; einige behandeln sie barbarisch, andere verhätscheln sie, als wären es Mitglieder der Familie; es ist nicht besser und nicht schlechter damit als in Deutschland. Die Menschenfreundlichkeit ist größer als im übrigen Europa: als Volk baut keines so viele Hospitale wie das spanische, als Mensch giebt niemand so viel Almosen wie der Spanier. Niemand freut sich so sehr wie er, wenn er das Seinige mit jemandem teilen kann. Seine Menschenfreundlichkeit, seine Lebenswürdigkeit wird noch lebhafter, beinahe aufdringlich während des Stiergefechtes selbst. Der Anblick der Bevölkerung, welche um die Arena Platz nimmt, erweckt nur in dem oberflächlichen Beurteiler antike Reminiszenzen; dieses jauchzende Volk darf nicht verwechselt werden mit den gefallenen

Römern der Cäsaren. Hier gähnt man nicht, hier ist man nicht blasiert, hier speist man nicht Nachtigallenzungen; hier ist man, ich wiederhole das Wort, ein jungfräulicher Mensch, dem eine Garbanzomahlzeit und ein Schluck Wasser zum Lebensunterhalte genügt. Es scheint, als wenn die Leidenschaft für das Stiergefecht eine Eigenschaft wäre, welche unabhängig ist von den anderen spanischen Eigenschaften; diese wie jene gehen parallel nebeneinander her, ohne sich Einfluss aufeinander zu gestatten.

Es ist nicht richtig, wenn man glaubt, dass die Stiercorrida durch die Erziehung oder durch das Gesetz auszurotten sei; sie gilt dem Spanier so viel, wie dem Deutschen das Bier. Canovas del Castillo soll gesagt haben, dass die Aufhebung des Stiergefechtes in Spanien eine Revolution hervorrufen würde, gegen welche die früheren Umwälzungen wie eitles Kinderspiel erscheinen könnten. Es ist auch falsch, sich darauf berufen zu wollen, dass viele Spanier, gebildete Spanier, jene Gefechte nicht mögen. Ich selbst habe in der ersten Zeit meines Aufenthalts in Spanien dieselben geschmäht, und meine spanischen Bekannten schlossen sich im allgemeinen meinen Theorien an. Aber grau ist alle Theorie! Jene Spanier hielten den Atem an, wenn gleich darauf eine Torerogeschichte erzählt wurde; und derjenige, welcher sich am eifrigsten zugunsten meiner

Anschaungen erklärt hatte, saß am anderen Tage mit mir in der *Plaza de Toros* und murmelte entzückt: „*que buena corrida, que buena corrida*“, als der Stier ein Pferd mit Pikador und mit allem, was drum und dran war, hoch in die Luft warf. Ich erinnere mich des Pfarrers von Simancas, eines ernsten älteren Mannes, der sich ebenfalls mit mir gegen die Stiergefechte erging. Als man aber die Nachricht brachte, dass in diesem Augenblick die Stiere, welche am anderen Tage für die Corrida in Valladolid dienen sollten, durch das Dorf getrieben würden, zitterte der alte Herr vor Erregung und zerrte mich fort, damit uns der Anblick der vorbeitrottenden Stiere nicht entgehen möchte.

Es genügt nicht für die Fällung eines kühlen Urteils, mit einem Blick des Abscheues auf den zerfetzten Leib des Pferdes der Stier-Arena den Rücken zu kehren. Der Fieberfrost, welcher denjenigen schüttelt, der solchem Schauspiel zum erstenmal beiwohnt, verhindert ihn, auf die psychologischen Vorgänge, auf das Geistesleben zu achten, welches sich dort unten abspielt, und einen seiner Hauptmomente schon beim Beginn der Corrida preisgiebt. Es ist der Paseo der Cuadrilla, die Tournée, welche die Toreros um die Arena machen, um sich den Behörden und dem Publikum vorzustellen. Die Musik spielt einen Marsch; aber die Füße der Toreros

werden geleitet von der Nähe des Todes und von dem überströmenden Herzen; sie vergessen den Rythmus des Marsches und werden hineingezwungen in den Rythmus königlicher Schritte.

Das spanische Volk bemerkt jene psychologischen Vorgänge, folgt ihnen und kontrolliert, ob es selber durch jene genügend repräsentiert wird; danach richtet es seinen Applaus ein, welcher dem ausländischen Laien in vielen Fällen unverständlich bleibt. Man sagt, dass Toreros, die im gewöhnlichen Leben Todfeinde sind, in der Arena ihre Zusammengehörigkeit so sehr empfinden, dass sie das Leben für einander hingeben. Das ist dem spanischen Volk die Veranschaulichung des edelsten Rittertums; es ist ihm der Reflex des Patriotismus, welcher im gegebenen Augenblick Monarchisten und Republikaner versöhnt, um sie geeinigt gegen das Ausland zu führen. Die Toreros sind sich auch dessen bewusst, was man von ihnen erwartet. Oftmals des Lesens und Schreibens unkundig, sind sie nicht allein in der Arena, sondern auch außerhalb derselben eine Personifizierung des „Noblesse oblige“.

Es war einst ein Pikador zwischen Pferd und Stier gefallen und befand sich dem wütenden Tier gegenüber, welches bereits mit seinen Hörnern an dem Körper des Torero einen Halt suchte in Todesgefahr; Frascuelo war der leitende Matador. Dieser

hatte weder das Seidentuch, die *Capa*, noch *Banderillas*, noch den Degen bei der Hand, um die Bemühungen des Stiers auf sich selber zu leiten. Man konnte sehen, wie es in den Zügen des Mannes arbeitete, der hier keinen Weg sah, um den Pflichten der Kameradschaft zu genügen. Nie leuchtete ein hellerer Sonnenschein in dem Antlitz eines Menschen, als noch im letzten Augenblick die Inspiration ihn überkam. Er griff sich an das Haupt und mit der Mütze in der Hand warf er sich der Bestie entgegen, welche auch verleitet wurde, nach derselben zu stoßen; unterdessen wurde der Pikador von anderen Toreros unter dem Pferde hervorgezogen und gerettet.

Wenn heute Granden von Spanien, Munizipalität, Universitätsprofessoren und Leute des Volkes das Lager des sterbenden Frascuelo umstanden, so war das nach der Ansicht der Spanier eine Pflichterfüllung, der sich gebührende feierliche Abschied von dem Abgeordneten der Nation, welcher dieselbe sein lebenslang würdig vertreten hatte.

Ich behauptete oben, dass die Stiergefechte auf die Charakterentwicklung des Spaniers keinen Einfluss üben. Aus persönlichem Umgang habe ich sogar bemerkt, dass bei den Toreros im Laufe der Jahre die etwa vorhandenen rohen Leidenschaften gemildert werden oder sich sogar in das Gegenteil umwandeln. Nichts von Schlächtergedanken; es sind

Menschen, welche leichter lachen und weinen als andere Menschen. Ich habe Luis Mazzantini kennen gelernt, der heute, nach Frascuelos Tode, vielleicht der bedeutendste Matador in Spanien ist. Obgleich er mich in der Weise der Toreros mit aufgelöstem Zopf und auf der Brust geöffnetem Jabot empfing, ist es doch einer der wenigen Spanier, welcher mich durch die vornehme Ablehnung in seinen Manieren in Verlegenheit setzte und mir die Annäherung erschwerte.

Die Religion.

Ob Philipp II. allein verantwortlich gemacht werden kann für sein Festhalten am Katholizismus gegenüber der Reformation, ist die Frage.

Wenn wir heute, da das spanische Volk ein anderes und in der That ein ungläubigeres geworden ist, trotzdem seine Ehrfurcht vor den Manen des zweiten Philipp beobachten, bei den unteren wie bei den oberen Klassen; wenn wir sehen, dass die Strenge, mit welcher der König die Hand gegen das neue Bekenntnis erhob, auch heute nicht Anstoß erregt, nicht einmal bemerkt wird von jener grossen Hälfte des Volkes, welche sich liberal nennt und beinahe französisch denkt: dann können wir uns der Überzeugung nicht erwehren, dass jener Fürst seinem Volk vielleicht den Weg zeigte, auf welchem es wandeln sollte; dass das erste Moment jedoch war, dass er im Namen seines Volkes handelte. Ob er und sein Volk in der Überzeugung von Pflicht und Recht

handelten, oder ob mit Wahrnehmung des subjektiven Standpunktes hart und grausam, darf hier nicht entschieden werden. Selbst dann, wenn wir Härte und Grausamkeit zugeständen, müssten wir uns auf Ma-caulay und Gregorovius berufen, die von den Italienern der Borgesischen Epoche behaupten, dass ihre Begriffe andere waren als die der Zeitgenossen; was wir heute Hinterlist nennen, nannten sie *virtù*; vielleicht vermischten sich in den Begriffen der Spanier des 16. Jahrhunderts Pflicht und Grausamkeit.

Ich bemerkte, dass auch der heutige Spanier, der tolerante, warmherzige Mensch, selbst da, wo er frivol und indifferent geworden ist, auch heutzutage, da Pflicht und Grausamkeit wiederum weit voneinander getrennt sind, unbedingt für die Maximen Philipps II. eintritt, und zwar angesichts des heutigen spanischen Faktionenwesens. Nach ihm war das Resultat von Philipps Vorgehen in seinem eigenen Jahrhundert wertloser und weniger fühlbar, als in der Gegenwart, wo es unschätzbar sei; wenn heute noch ein religiöser Gegensatz neben den hundert politischen vorhanden wäre, dann könnte die Krankheit des Landes, welche heute nur eine vorübergehende Ohnmacht sei, allerdings mit dem Tode abschließen.

Selbst derjenige, welcher ausserhalb der Parteien steht und jeder die Erfüllung dessen wünscht, was sie für Ideal hält — wer jede Propaganda schätzt und

ihr Erfolge wünscht unter unberührten Völkern, der müsste, auch wenn er die protestantische Propaganda in Spanien in anderer Zeit zuliefse, dieselbe heute kritisieren und es tief bedauern, wenn sie wirklich in dem Maße Fortschritte machte, wie die Beobachter es uns hinterbringen. Aber heute in den Lärm der Parteien noch einen weiteren Feuerbrand werfen, das versöhnende Band der sozialen Gleichheit, welches die Nation in Spanien enger aneinanderknüpft als in anderen Landen, zerreißen zu wollen durch den Keil, den man hineintreibt, scheint mir ein Hochverrat am spanischen Volk zu sein.

Die Spanier wissen oder fühlen das und bleiben dem Protestantismus unzugänglich, auch wenn sie das Dogma längst hinter sich geworfen haben. So kann der Protestantismus in Spanien sich keiner nennenswerten Fortschritte rühmen. Manche behaupten, dass es 12000 Protestanten gebe, in welche Anzahl die Mitglieder der ausländischen Kolonien nicht eingeschlossen seien. Die Marquise A. in Sevilla, eine Dame, welche sich auf die Erkundigungen kirchlicher Notabilitäten stützte, sagte mir, dass in Sevilla etwa 150—200 Protestanten wohnen, in Gránada etwa 30, in den anderen, südlich von Madrid gelegenen Hauptstädten kein einziger. Wenn man nun Madrid 2000 giebt und ebensoviel Barcelona, so wüsste ich nicht, in welcher nordspanischen Stadt

sich der große Rest befinden sollte; es müsste derselbe denn an der mir nur oberflächlich bekannten Ostküste zu suchen sein. Fragen nach spanischen Protestanten erregen in der spanischen Gesellschaft stets Debatten und Meinungsverschiedenheiten; dass dieselben selten und einem großen Teile des Volkes sogar gänzlich unbekannt sind, wird dadurch bewiesen, dass derjenige Spanier, welcher unter seinen Landsleuten einem Protestanten begegnet ist, dieses laut verkündet und unter der Verwunderung der Anwesenden und seiner selbst als überraschendes Faktum feststellt, dass der Mann im übrigen dieselben Sitten, dieselbe Sprache gehabt habe wie er selber.

Wenn das protestantische Bekenntnis bei den Franzosen Eingang findet, und bei dem Italiener wenigstens die Möglichkeit für die Annahme desselben vorhanden ist, so würde es dennoch ohnmächtig bleiben gegenüber dem Spanier. Nicht nur seiner Nüchternheit wegen, welche diesem exotischen Volk nie sympathisch werden kann; nicht nur des Glaubens wegen, welcher sich in diesem Volk trotz aller Erschütterungen, trotz teilweisem Wanken dennoch hier inniger erhalten hat als bei anderen katholischen Völkern. Aber die katholische Religion ist dem Spanier vor allem die Religion der Väter; sie baute die *Reconquista*, sie baute den Glanz des Vaterlandes. Sybel in seiner Geschichte der Revo-

lutionszeit sagt, dass jenes Dekret des Konvents, welches die Abschaffung der Religion und ihrer Diener verfügte, damit dem französischen Bauer den einzigen Ausdruck der Geistesthätigkeit nahm, dessen er fähig war. So wenig kann man nun nicht behaupten von dem spanischen Proletariat der Stadt oder des Feldes, welches sogar in seinen brutalsten Schichten der Politik die Hälfte seiner Gedanken zuwendet; der Katholizismus aber bildet in Spanien gewissermaßen den Mörtel für den auch noch heute über allen Leidenschaften erhaben thronenden Patriotismus; und wenn er es nicht immer vermag, die Wankenden in den Armen seiner Dogmen festzuhalten, so knieen diese doch gern und demütig vor den Traditionen, die mit ihm verbunden sind; nicht allein vor denen der kleinen Korporation, welche ihn innerhalb der Grenzen Spaniens verwaltet: die allgemeine Geschichte des Katholizismus ist eben auch die private Geschichte jeder spanischen Familie. Und darum, wenn der Spanier auch den ausländischen Protestanten an das Herz schließt, ist ihm doch der konvertierte Landsmann ein Greuel, auch dem spanischen Voltairianer; er erscheint ihm gleichsam naturalisiert im fremden Lande und degradiert durch den feigen Verzicht auf spanische Eigentümlichkeit und Vergangenheit. So erklärt es sich, dass ein hochgebildeter Spanier, welchen ich fragte, warum

er, der gänzlich Gleichgültige, nicht Protestant würde, zuerst stutzte, dann nachdachte und endlich, plötzlich der Inspiration erliegend, hervorsprudelte — *No hombre, jamas* — niemals, die katholische Religion ist die Integrität Spaniens!

Die sittliche Bedeutung der Religion kennt jeder; die politische ist in Spanien die Integrität des Vaterlandes. Betrachten wir die Formen, unter welchen sie dort vertreten wird, die Zeichen, unter welchen sie sich offenbart, und die Macht oder Ohnmacht, welche ihre Resultate bilden.

Der Ausländer, zumal der anderen Bekenntnisses, tritt an den modernen Spanier heran, ausgerüstet mit der Geschichte dieses Volkes und gewöhnlich auch mit Vorurteilen gegen das Kulminationsjahrhundert dieser Geschichte, welches das sechzehnte ist; Vorurteilen, welche bei deutschen Katholiken in einer Art Missbehagen ihren Ausdruck finden darüber, dass dies Volk nur durch Zwang der römischen Kirche treu erhalten wurde und ihr vielleicht auch nur aus demselben Grunde treu bleibt; während sie bei dem Protestanten ein unverhehltes Misstrauen hervorrufen, welches auch heute hier noch einen verborgenen Feind wittert, dessen Laune es nicht einmal durch eine harmlose Diskussion auf die Probe stellen will.

Es ist die Leidenschaft des Spaniers, auch des

Geistlichen, die Ansicht des Fremden über seine politischen Zustände und auch über seine Religion zu hören. Wenn der Fremde seine Fragen nicht verstehen will, ausweicht und immer wieder ausweicht, dann zeigt sich stets ein Lächeln auf den Lippen des Fragenden, auch des weniger Gebildeten; in der Feinheit dieses Lächelns liegt die Ahnung, das Verständnis von des Fremden Wissen und Voraussetzungen; es liegt seine Kritik darin und auch die Kritik Europas, welches ja im großen und ganzen ebenso denkt wie dieser Fremde. Zugleich liegt aber auch in diesem Lächeln, wenn nicht die Quantität der Religion des Spaniers, so doch ihre Qualität.

Diese Qualität zeigt uns alles andere, außer Einseitigkeit und bedingungslosen Fanatismus. Sein Lächeln wollte beweisen, dass auch der Spanier sich im Besitze der ganzen Humanität und Toleranz befinde, welche das Jahrhundert charakterisiere; dass er diese beiden nicht allein in der Theorie anwende, sondern auch im Umgange, weshalb man frei mit ihm über solche Dinge reden könne; dass er die beiden nicht allein in dem Falle anwende, in welchem er ein gleichgültiger, glaubensloser Mensch geworden sei, sondern auch dort, wo er ein unentwegter Nachbeter des sechzehnten Jahrhunderts sei. Und wenn man dann seine Geständnisse entgegennimmt, so ist deren Hauptteil die Klage, dass er seit Jahrhunderten in

Europa verkannt und verlästert worden sei und es auch heute noch werde; Europa, welches ihm die hundertjährige Großmachtstellung nachtrage, die allerdings aus religiöser Grundlage, aus den Kämpfen gegen die Mauren hervorgegangen sei, Europa räche sich nun dafür, indem es den spanischen Zweig der katholischen Religion, auch wie er jetzt noch vorhanden sei, düsterer darstelle als den anderer Länder; das sei aber falsch.

Man übergehe solche Erklärungen nicht. Die Autos de fé sind historische Thatsachen; aber eine ebenso gewichtige Thatsache ist jener nachsichtige, gutmütige Priester aus dem Don Quixote des Cervantes, jenes Schriftstellers, welcher um die Zeit schrieb, da der Katholizismus in Spanien die schroffsten Formen angenommen hatte. Cervantes hat nie Personen geschildert, sondern Gruppen, diesen oder jenen Stand, manchmal auch sein Land; so soll uns in jenem Priester, welcher sich bemüht, den Don Quixote wieder zur Vernunft zurückzuführen, der gleichzeitige gesamte geistliche Stand geschildert werden; in dem Vorbilde jenes Pfarrers, welcher der Laune nicht entbehrt, dessen Verstand urwüchsig und gesund ist, bemerken wir alles, nur nicht Fanatismus und Ketzerriechelei. So finden wir den Priesterstand auch noch heute unverändert wieder; nicht in den großen Städten und nicht in An-

dalusien, wohl aber in dem ganzen übrigen Spanien.

Die Haupteigenschaften dieser Landgeistlichen sind natürliche Unbefangenheit und eine wahrhaft naive Herzensgüte, deren Ausübung noch erleichtert wird durch die famose spanische Gastlichkeit. Ihre Kenntnisse sind, auch in den rein theologischen Wissenschaften, nur gering. Sie beherrschen die Dogmen, wissen denselben aber nicht immer in der Kirchengeschichte den Geburtsort anzuweisen; sie kennen die Konzilien, aber nicht deren Beschlüsse; ihre Kirchengeschichte umfasst meistens nur die Stätte der neukatholischen Welt, also das Mittelländische Meer. Das Lateinische pflegen sie lesen zu können; die anderen Sprachen ziehen sie nicht in ihr Interesse, da weder die Vorschrift noch die Neigung solches erheischt. Überhaupt sind sie in sämtlichen profanen Wissenschaften so sehr Kinder, dass sie die geographische Lage eines Landes kaum anders zu bestimmen vermöchten, als dass es nördlich, südlich, östlich oder westlich von Spanien läge, und dass sie es zu charakterisieren glauben, wenn sie es durch grössere Wärme oder Kälte von ihrem Vaterlande unterscheiden.

Die geringe Wissenschaft der spanischen Geistlichen ist vielleicht bedingt durch ihre grosse Zahl und durch den beschränkten Wirkungskreis, welcher

die natürliche Folge derselben ist. Auch die spanische Sprache besitzt die Worte *Feligresia*, *Parroquia*, Sprengel; gewöhnlich aber werden sie angewendet auf den einem Geistlichen überwiesenen Stadtbezirk oder auf ein einzelnes Dorf; unser deutscher Kirchensprengel, ein Dorfkomplex, existiert in Spanien nur in allerseltensten Ausnahmen. Wenn in Deutschland zu dem Wirkungskreis eines einzigen Geistlichen mehrere Dörfer gehören, so gehören in Spanien ebenso viele Geistliche zu einem Dorfe ungefähr derselben Gröfse wie in Deutschland. Ich habe in Kastilien und Asturien oft beobachtet, dass Dörfer von 1000 bis 1200 Einwohnern drei Seelsorger hatten; während Ortschaften, welche von jenen Dörfern nur eine Viertelstunde entfernt waren, wiederum von einem unabhängigen Geistlichen besorgt wurden. Dass die Existenz eines solchen Landpfarrers eine äufserst frugale ist und auf denselben kargen Bedingungen beruht wie die eines kastilischen Bauern, ist selbstverständlich. Auf der Grundlage einer Einnahme von zwei Franken täglich, mit welchen manchmal noch Eltern und Geschwister ernährt werden, kann sich nun allerdings weder eine höhere Bildung entwickeln, noch wird sie erforderlich für den so beschränkten Wirkungskreis, welcher gewöhnlich derselbe bleibt bis ans Ende des Lebens desjenigen, dem er anvertraut wurde. Jedenfalls füllt der spanische

Landpfarrer diesen Kreis voll aus; auch da, wo seine Arbeit nur gering ist, verdient sie glänzender belohnt zu werden, wie sie in der That belohnt wird.

Die hohe Geistlichkeit steht auf der Höhe ihres Berufes. Nicht allein, dass sie durch ihren Charakter die Wahlen stets rechtfertigt, mit welchen Rom ihre Vakanzen ausfüllt; nicht allein, dass sie in Spanien der einzige Stand ist, welcher auf wirkliches Verdienst sich gründet und den mitwirkenden Einfluss der Regierung und der Parteien ausschließt; in ihren Inhabern und Kandidaten ist auch ein demokratisches Prinzip der Unparteilichkeit dadurch verkörpert, dass dieselben meistens plebejischer Herkunft sind, und die selbe auf geistige Kraft und Überlegenheit basierende Laufbahn durchgemacht haben wie Papst Sixtus V. Diese Laufbahn vom unteren bis zum oberen Extrem ist möglicher in Spanien als in anderen Ländern; denn die ausgezeichnete Einheit der katholischen Religion in Spanien erlaubt einen innigeren Anschluss an den Beruf, der in seiner Energie nicht Rücksicht zu nehmen hat auf ein anderes Bekenntnis, welches in der Stadt, in der Provinz, in dem Lande neben dem ersten wohnt. Mit der Energie im Beruf ist der Erfolg verbunden; der Erfolg aber hebt denjenigen, dem er gehört, über die Lokalität hinaus und führt ihn vor das Angesicht

der Nation. So geschieht es, dass die katholische Einheit in Spanien, die mangelnde Feindschaft eines anderen Bekenntnisses auch in der Geistlichkeit Männer erschafft, deren Leistungen vom Volk als ein Teil des geistigen Nationalreichtums betrachtet werden, und ihre Urheber als große Spanier, als ruhmreiche Söhne des gemeinsamen Vaterlandes. Die furchtlose Polemik des Bischofs von Oviedo, Grafen Noreña, die sonore Beredsamkeit des Erzbischofs von Valladolid, Don Benito Sanz, die tiefe Gelehrsamkeit und Philosophie des Kardinals von Sevilla, Fray Ceferino Gonzalez gehört nicht nur ihrer Diözese, sondern wird in ganz Spanien mit Stolz als ein Geistesprodukt der spanischen Nation genannt und beansprucht.

Ein kleiner Unterschied in der Auffassung über die Disziplin lässt sich bemerken in der Geistlichkeit des spanischen Nordens und Südens. Es ist mir vorgekommen, als wenn sich von Sevilla aus nach Westen und dann nach Murcia hinauf eine Neigung zeigt, den leichteren Eigenschaften des Volkes dadurch Vorschub zu leisten, dass die Geistlichen solche selber nicht aus ihrem Handel und Wandel entfernen können oder wollen. Der Priesterrock wird oft abgelegt, und die Stierarena oder auch andere noch weniger entsprechende Aufenthaltsorte werden besucht. Es wird der Vorgesetzte vor einem größeren

Kreise gern kritisiert; es ist selbstredend, dass der Begriff Kritik mit dem der Ehrerbietung nicht vereinbar ist. Priester mit diesen Anlagen sind auch in Andalusien selten; sie finden sich aber eben nur in Andalusien.

Es sind eben die fördernden aktiven Kräfte der Religion in Spanien geschildert worden; werfen wir nun einen Blick auf das passive Element, auf das spanische Volk.

Dieses Volk teilt sich in zwei Lager; in ein festgebliebenes katholisches und in ein wankendes indifferentes. Das erste bilden die Frauen, das zweite die Männer.

Ich glaube nicht, dass es eine Frau in Spanien giebt, in deren Brust sich der Zweifel geregt hätte über die Religion oder über eines ihrer Dogmen. Da herrscht der Glaube, wie in der Zeit des katholischen Glanzes. Dieser Glaube hat aber heute nicht mehr das Offensive und Begeisterte früherer Zeiten; er erscheint trotz seiner Innigkeit verschleiert und zurückgedrängt durch die Toleranz, welche, wie einst der Glaubenseifer, sich heute dem Extrem zuzuneigen scheint. Denn Spanien ist ja eben, um ein Wort Galdós' zu gebrauchen, das Land der übertriebenen Leidenschaften, der zu energischen Gefühle, des Guten und Bösen, welches seine Ketten zerrissen hat. Die Spanierin lächelt, wenn sie Ausfälle hört

gegen die Repräsentanten ihrer Religion; sie schweigt gewöhnlich, wenn sie die Religion selbst angegriffen hört, und tritt manchmal dafür ein, indem sie Schweigen auferlegt. Sie geht fleißig in die Kirche; trotz ihrem Glauben aber thut sie es eher, um dem Buchstaben zu gehorchen. Wenn sie älter wird, geht sie hin mit dem Gedanken, in der Gott wohlgefälligsten Weise die Zeit zu töten — *para rezar un ratito*, „um ein Stückchen zu beten“, wie mir einst eine Dame sagte, welche auf der Promenade nicht ihre Bekannten fand und die Kirche bei der Hand hatte, bis jene eingetroffen waren. Wenn sie jung ist, wendet sie dem Geliebten oder dem, von dem sie es wünscht, dass er es werden möchte, den größeren Teil der Andacht zu; das ist der geringere Vorwurf, den man ihr machen kann, wenn man nicht aus dem Auge lässt, dass solche Vorgänge in den Kirchen der ganzen Welt nicht selten sind, ausgenommen in den norwegischen; ein geringerer Vorwurf, da die Spanierin durch ihr Naturell vor allen anderen Frauen für die erotische Leidenschaft beanlagt ist.

Indifferent sind die Frauen in keinem Teile Spaniens. Sie setzen dem etwaigen Spott, der Blasphemie des Bruders eine schweigende Opposition entgegen und wandeln konsequent auf ihrem Wege fort. Anlage zur Indifferenz ist jedoch vorhanden bei dem Mittelstande; die Frauen der Aristokratie

und des Volkes versuchen es auch noch heute, in reger Weise Proselyten zu machen. Die Toleranz in ihrer gewagtesten Höhe findet man bei den zahlreich in Spanien anwesenden Südamerikanerinnen; es geschah einst, dass eine derselben bemerkte, dass sie einen Mann nicht achten könne, der seine Religion wechsele; auch wenn er Protestant wäre, und es nur deshalb thäte, um sich mit ihr zu vermählen; ihre anwesenden Landsmänninnen stimmten gern bei. Damit soll nicht gesagt werden, dass strengkatholische Spanierinnen sich nicht auch mit Protestanten vermählen, welche keineswegs konvertieren; aber eine Konversion wird jedenfalls immer vor der Hochzeit erbeten, und eine Weigerung mit bitteren Thränen entgegengenommen.

Von den Männern ist die Hälfte gänzlich indifferent. Es ist jedoch nicht jene Indifferenz des nordöstlichen Deutschlands, welche theils aus den zersetzenden Einflüssen einer negierenden Philosophie, theils aus selbständiger Gedankenarbeit hervorgegangen ist, eine Indifferenz, welche zur Überzeugung geworden ist, und verächtlich da spottet, wo man nicht in ihre Fußstapfen treten will: die Indifferenz des Spaniers ist harmloser und hat mit Philosophie, Gedankenarbeit und vor allem mit der Überzeugung nichts zu thun; sie ist eine von Frankreich importierte Modesache, und bildet einen integrierenden

Bestandteil der spanischen Indolenz; harmlos deshalb, weil sie keine Proselyten zu machen versucht und die Frömmigkeit anderer zu schätzen weifs, ausserdem vor allem vermeidet, sich der Frau zu oktroyieren, als deren schönsten Schmuck auch der profanste Spanier die Religion anerkennt. Ich glaube, dass, wie oben gesagt, die Hälfte der männlichen Spanier indifferent ist, und zwar wiederum mehr die mittlere Klasse, ein grosser Teil des Offizierkorps, endlich die dem Glücksrittertum angehörende, zu häufigem Gesinnungswechsel verurteilte Beamtenwelt; da, wo die äusseren Lebensverhältnisse konstant und konservativ geblieben sind, ist auch die Religion fest geblieben.

Es ist schwer, festzustellen, in welchen spanischen Landschaften die Religion mehr oder weniger erblasst ist. Die Leere der Kirchen in den grossen Städten ist kein Massstab; denn bei ihrer Anzahl und bei der gewaltigen Ausdehnung ihrer Räume erscheint die Anzahl der Besucher auch dann gering, wenn sie in einem anderen Lande und versammelt in Kirchen von geringeren Dimensionen den Anschein der Frömmigkeit zu erwecken vermöchte. Auch das berühmte spanische Fluchen giebt keinen Anhaltspunkt; es ist eine Angewohnheit, welche, nach vielen Spaniern, die Energie und Kraft der spanischen Sprache verdoppelt und bei manchen gewiss ein

ephemeres und geistiges Wohlgefühl erzeugt, da es das kurze Dasein einer eigenen mangelnden Kraft vorzuspiegeln versteht. Die Hälfte der Flüche, besonders der in Andalusien und Katalonien gebrauchten, sind Gotteslästerungen; dessenungeachtet kann derjenige, welcher sie in jeder Minute ausspricht, ein gläubiger katholischer Christ sein. Es scheint mir, als wenn diese Blasphemien schon zu der Zeit in Spanien Sitte geworden, in welcher noch die Inquisition existierte und die Religion auch nicht in leisester Weise berührt war. Leute im hohen Greisenalter haben mir versichert, dass dieses Fluchen am Anfange des Jahrhunderts ebenso beliebt war wie heutzutage; anderweitige Erkundigungen bestätigen mir die Vorliebe für das Fluchen bis zurück in die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Eine strengkatholische Glaubensinsel scheint mir die Gegend um und zwischen Salamanca und Zamora zu sein, die beiden Städte eingeschlossen, dann die nördliche Küste. Wenn man durch die kleinen Kirchen derselben wandert, so erstaunt man über die ungeheuere Anzahl der erfüllten Gelübde, welche Gott und den Heiligen als Dank für die Erfüllung geringer Wünsche dargebracht worden sind; sei es auch nur in Form von Photographien (!) oder Talgkerzen. Wenige Meilen südlich der Küste wird die Frömmigkeit schon lässiger: die Einwirkung der Er-

habenheit des Meeres wird von der Presse verdrängt. Im Osten jedoch breitet sie sich wiederum wie eine Insel aus, welche bis nach Burgos reicht; südlich davon, in und um Valladolid, nimmt sie wiederum ein konventionelles Maß an. Der Katholizismus Zaragozas ist gewissermaßen partikularistisch; seine ganze Geschichte und Tendenz beruhen auf der *Virgen del Pilar*, jener berühmten Marienstatue der Kathedrale, deren Mystik nicht zum geringsten Teil mit patriotischen Momenten verbunden ist. Die Aragonier haben sich im allgemeinen dem Kultus ihrer Hauptstadt angeschlossen.

Aber auch in den Gegenden, welche ich mit streng-katholisch bezeichnete, habe ich von einer fanatischen Proselytenwerberei nichts bemerkt. Zamora, obwohl eine Stadt von nur 12 000 Einwohnern, besitzt 24 Kirchen und eine Anzahl Klöster; manche Zamoraner gestehen selbst ein, dass ihre Stadt in den Händen der Geistlichkeit ist. Die Geistlichen jedoch, welche ich kennen lernte, zähle ich zu den lebenswürdigsten unter meiner klerikalen Bekanntschaft in Spanien, zu denjenigen, welche den Gast auch mit jener Andeutung eines freundschaftlichen Bekehrungsversuches verschonten, denen der protestantische Fremde in den meisten Teilen des Landes ausgesetzt ist. Die Toleranz, wenigstens in ihrer Äußerlichkeit, wird illustriert durch die in der Ka-

thedrale befindlichen Gemälde, welche den Raub der Helena und den Brand von Troja darstellen, Gemälde, welche am Frohnleichnamsfest sogar am hervorragendsten Ort der Kirche aufgestellt werden — deren Sujets sogar mit dem Liberalismus unserer protestantischen Begriffe kaum vereinbar wären. —

Madrid mit seiner aus allen Teilen des Landes stammenden, wechselnden Bevölkerung kann ein bestimmter religiöser Charakter nicht zuerkannt werden. Neukastilien hingegen und Estremadura gleichen in ihren Tendenzen den südlichen Teilen Asturiens und dem gröfseren Teil Altkastiliens. Hier wie dort ist die Religion nicht erschüttert worden durch die Tragweite der Erlasse liberaler Regierungen; die Indifferenz ihr gegenüber hat sich nebenbei herausgebildet aus dem Streit um die Schmälerung der Königsmacht, welcher seinen Ursprung sucht in den Dissertationen französischer Encyklopädisten. In Frankreich legten die letzteren gleichzeitig die Hand an andere bis dahin hoch und heilig gehaltene Begriffe, es war ein Frontangriff des Neuen auf das Alte in allen Punkten. In Spanien bedurfte es dessen nicht. Die Kortes von Kadiz 1810 dekretierten die katholische Religion als Landeskirche; zugleich reduzierten sie die Königsmacht auf ein Minimum und gaben dadurch Anlass, dass das Volk auf dem jener Macht

gegebenen Misstrauensvotum weiter baute, andere Misstrauensvota formulierte; dass dieselben heute so lärmend auftreten und da, wo sie noch nicht existieren, sich neu bilden, dafür sorgt eine sanguinische Presse, welche leichtsinnig genug ist, das Alte niederzureißen, ohne das Neue gleichwertig und festgefügt bei der Hand zu haben.

In Andalusien findet sich in allen Klassen die exaltierte Frömmigkeit neben der ausgesprochenen Spöttei, besonders in den Städten. Die Bewohner der armen Vorstädte von Sevilla, Triana und die Macarena, welche ihr Letztes hingeben, um die für die Prozessionen bestimmten Marienbilder würdig und sogar kostbar zu schmücken, kontrastieren mit den sevillanischen Bankiers, welche lachend aus den Kristallfenstern des Casino Español auf diese Umzüge herabschauen. Zugleich besteht in Andalusien aber auch jene gedankenlose Frömmigkeit, welche in ihren Resultaten ebenso wertlos ist wie die Indifferenz. In Málaga, in Kadiz, in Jerez wohnen jene Biedermänner, welche, bevor sie ein Verbrechen begehen, sich der Maria del Carmen empfehlen, dann in ihrem Namen morden und später ihr für den glücklichen Ausgang danken oder sie dafür verantwortlich machen, wenn das Unternehmen fehlgeschlagen hat. — Valencia und Katalonien entziehen sich meiner Beobachtung.

Man kann behaupten, dass die katholische Religion in Spanien noch mit Eifer bekannt wird, abgesehen von den oben genannten Ausnahmen; weggefallen ist nur die alte Ostentation. Von thätigen Gewalten, welche ihr den Krieg offen angesagt haben, ist sie nicht bedroht; ihr größter Feind ist die Mode des Jahrhunderts, unter der Maske des Atheismus geistvoll zu erscheinen und dadurch andere zur Nachahmung zu verführen; hinter solchen Masken wohnt oft der fromme Glaube, welcher aber in dieser feigen Fassung wertlos wird. Spanien ist vielleicht trotz dem Obigen katholischer, als es eine eingehende Beobachtung ergründen kann: ich kenne Spanier, welche, sei es um dem protestantischen Bekenntnis des Schreibers dieser Zeilen oder dem Zeitgeist Vorschub zu leisten, ihre Religion in auffallender Weise verlästerten; zu anderer Zeit sah ich sie jedoch vor ihren Heiligen knien — nicht dass es ein Schaustück war; sie wähten sich unbeobachtet und gaben ihr Inneres preis; einer von diesen war ein hoher Staatsbeamter.

Monarchismus und Republikanismus.

Camille Desmoulins behauptete, dass in dem Augenblick, in welchem er die Pariser vom Café Foy aus zum Sturm gegen die Bastille haranguierte, sich keine drei Republikaner in Frankreich befanden. Wer sich erlaubt haben würde, die Republik vorzuschlagen, würde als gemeingefährlicher Phantast und Narr in das Irrenhaus gesperrt worden sein.

Wir, die wir den Verlauf der großen Revolution kennen, entnehmen aus der Aussage Desmoulins, dass die Umwälzung keineswegs als unwiderstehliche und unheilbare Krankheit an die französische Monarchie herangetreten war. Eine unheilbare Krankheit wurde sie erst dann, als die Ärzte zusammentraten, sich über ihren Ursprung den Kopf zerbrachen, und die Medikamente solchen Theorien entlehnten, welche bisher, als nicht vereinbar mit dem Phlegma der letzten anderthalb Jahrhunderte und durch die Erfahrung eigentlich auch noch nicht gerechtfertigt,

für kitzlich und paradox gehalten worden waren. Die Theorie, welche sich am meisten empfahl, schien diejenige zu sein, welche behauptete, dass die Krankheit nimmer hätte entstehen können, wenn sie nicht künstlich herausgefordert worden wäre. Man dachte sich diese Herausforderung, diesen künstlichen Ursprung, d. h. die monarchischen Regierungsformen, hinweg und schloss damit, dass die ihnen entgegengesetzten republikanischen Formen nicht allein das früher verscherzte Pfand für die nun eingebüßte Gesundheit hätten sein können, sondern dass sie auch das Heilmittel sein müssten, um die Gesundheit wiederzuerlangen.

Da durch das Neue die Menschheit im allgemeinen und die Franzosen im besonderen angezogen werden, so waren jene Ärzte bald von einer Anzahl Proselyten umgeben, in deren Begleitung sie denjenigen gegenübertraten, welche den Ursprung des Übels ganz wo anders suchten; auch die Gründe dieser anderen waren gewichtig genug, um die Hälfte der Nation zu ihrer Fahne schwören zu lassen. Aus dem Duell der beiden Gruppen der Ärzte, aus dem zweierlei Trank, den Frankreich genießsen musste, hat sich nun die Umwälzung, welche bei ihrer Geburt ein harmloser Anspruch auf Reform war, zur verderblichen chronischen Krankheit entwickelt. In den langen neunzig Jahren, welche sie bereits dauert,

hat nur eine schnell vorübergehende Resignation oder die glänzende Schminke, welche durch die persönlichen Eigenschaften der beiden Napoleoniden auf ihre blassen Wangen gelegt wurde, sie für Augenblicke der Welt zu verschleiern vermocht; es ist unbestimmt, ob die Zukunft ihr eine Krise bereiten wird.

Die französische Revolution ist nun nicht die Mutter, aber die Amme der spanischen Revolution gewesen. Erzeugt worden ist die letztgenannte auf anderen Grundlagen und in anderer Zeit; in ihrer ersten Phase teilt sie mit der französischen nur ein Moment; gleich ihr beruft sie sich auf die Worte Camille Desmoulins, sie wusste nichts von Republikanismus und wollte auch nichts von diesem wissen.

Am allerwenigsten aber fiel es ihr ein, ihren Ursprung und ihre Notwendigkeit mit den verflossenen Sünden der Monarchie zu legitimieren. Die Habsburgische Monarchie, das amerikanische Gold hatten allerdings das spanische Volk in die Indolenz hineingetragen; die Indolenz ist jedoch ein Schmerz, den niemand fühlt. Außerdem aber trug das Volk durch die Bereitwilligkeit, mit der es dieselbe annahm, die Hälfte der Schuld und hatte sich des Rechtes beraubt, mit der Monarchie zu schnälen. Endlich safs hier nicht, gleich der Personifizierung des Vorabends

der Revolution, ein Ludwig XV. auf dem Thron, um sie wissentlich und gewissenlos heraufzubeschwören: der spanische Carlos III. war immerhin noch der beste Regent, den das Land seit den katholischen Königen gehabt hat. Die Wechselwirkung zwischen Karl IV. und Godoy, die Ausgaben des Hofes, die Vernachlässigung der Flotte und die Folge davon, der Verlust der Schlacht bei Trafalgar, also eine Nachahmung der französischen Zustände kurz vor 1789, überkamen das spanische Volk zu plötzlich, schienen nur episodische Bedeutung zu haben, als dass sich demselben Rückwärtsforschungen gegen das monarchische Prinzip und demgemäße Folgerungen hätten aufdrängen sollen. Und wenn diese Episoden auch Kraft genug gehabt hätten, die Gemüter in Bewegung zu setzen, so wurde die Erinnerung an sie und damit auch ihre Wirkung sofort erstickt unter der Woge einer Invasion, deren Brutalität zunächst die Gemüter für sich allein in Anspruch nahm.

Trotzdem kam während der Invasion die Konstitution von Kadiz zustande.

Es ist eine Konstitution, welche durch das schroffe Misstrauensvotum, das sie der Monarchie erteilte, für dieselbe ein Blitz aus heiterem Himmel sein musste; aber auch für das spanische Volk, welchem die Verfassung gleichfalls unerwartet kam.

Hinter der französischen Staatsrevision stand ganz Frankreich mit dem Faktum seiner Korruption und seiner durch die Monarchie geschädigten Verwaltung und vorwärtsgestossen durch die Propaganda der Rousseauschen Philosophie; der Adel und der Klerus veranstalteten die Nacht des 4. August, weil sie nicht anders konnten. Das spanische Volk jedoch wusste am Schlusse des vorigen Jahrhunderts über seinen Zustand gar nichts, wusste nicht, ob es schlecht oder gut regiert und verwaltet wurde; seine Ansicht über die Monarchie war ungefähr die, dass die Namen des Carlos primero und des Felipe segundo sich mit der Grösse und mit der Geschichte Spaniens deckten; der eben vorüberhuschende Carlos cuarto war kaum ein dunkler Tropfen in dem Lichtmeer dieser monarchischen Anschauungen. Eine spanische Staatsrevision wurde also damals von dem spanischen Volk ebensowenig beansprucht, wie eine russische von dem russischen Volk. Nun kamen die Cortes von Kadiz, in ihrem Ursprung ein grosses Komitee der Landesverteidigung gegen die Franzosen. In diesen Cortes safs eine Handvoll Leute, welche wohl dem spanischen Gesichtskreise überlegen waren, aber eben deshalb auch ausserhalb desselben standen. Sie liessen die Verteidigung Verteidigung sein, zogen die Rousseauschen Theorien bei den Haaren herbei, dekretierten dieselben als den Willen des Volkes und setzten die

Staatsrevision ohne große Mühe durch. Denn ihren von so vielem Wissen, von so vieler Gelehrsamkeit getränkten Theorien, welchen sie sich, da sie die Angreifer sein wollten, mit so großem Eifer hingegen hatten, wussten die unvorbereiteten Gegner gewöhnlich nur die nackte Geschichte des Landes entgegenzuhalten und die Erfolge, welche sich denselben aus dieser Geschichte beweisen ließen: Geschichte und Erfolge, welche indessen nach dem Wenn und Aber der Gegner noch viel reicher hätten ausfallen müssen.

So kam das von dem Schlachtfelde abwesende Spanien durch die Cortes von Kadiz, von welchen es nur die Rolle eines Generalstabes erwartet hatte, zu einer Konstitution. Es kam zu einer Konstitution, welche das monarchische Prinzip in einige elende Schlupfwinkel verbannte, gerade in dem Augenblick, in welchem es sein Herzblut für dasselbe verspritzte und damit den breitesten Beweis für die Liebe zu diesem Prinzip beibrachte. Nachdem jedoch der Donner der Schlacht ausgetönt war, begann wieder die Indolenz; die eine Hälfte des Volkes ergab sich in die Verfassung, ohne viel zu fragen; die andere war höchstens befremdet, aber weit entfernt, gegen dieselbe thätlich zu werden. Das ganze Volk war noch gut monarchisch, einheitlich denkend und handelnd, die Majorität hatte sich der Minorität er-

geben; es war trotzdem zu keiner Zuckung gekommen; ein weißes Papier war der allgemein respektierte Kettenhund, welcher die Revolution bewachte.

Es kam auf die Haltung an, welche der aus der Gefangenschaft zurückkehrende Fürst den neuen Zuständen gegenüber beobachtete.

Ein Fürst hat das Recht und die Pflicht, eine Verfassung, welche seiner Überzeugung nach dem Wohl seines Landes nicht entspricht, zu verhindern. Findet er jedoch die Konstitution schon vor, findet er sie angenommen und beschworen von denjenigen, welche seine Vorgänger oder Stellvertreter gewesen waren, so sind seine Rechtstitel geringer geworden als die des Volkes. Wenn nicht das ganze Volk, so doch der haltlose, der Verführung zugängliche Teil desselben wird das neue Gesetz, welches ihm so viele Aussichten bietet, für solidarisch mit seinem Willen erklären. Das schwankende Recht, die Parteilichkeit dieses Willens neben dem als Gegensatz ausgesprochenen Willen des anderen Teils des Volkes wird dem ersten Teile nie bewiesen werden können; den Fürsten, welcher das wagt, erklärt derselbe ohne Bedenken für seinen Feind. Um diese Feindschaft zu vermeiden, muss der Fürst der gehorsamen Hälfte befehlen, sich in das Neue zu schicken; er muss abwarten, ob unter dem Eindruck der Vorzüge seiner Regierung das Neue von selbst zusammenbricht.

Die dunkle Gestalt, welche die Zwietracht und den Bürgerkrieg in Spanien zum Ausbruch brachte, diese verewigte und ihnen den Charakter gab, wie wir ihn heute noch beobachten, ist Ferdinand VII.

Ferdinand fehlte nicht allein darin, dass er ohne Überlegung und Übergang die Konstitution aufhob und ihre Urheber, welche sich gegen ihn direkt nicht vergangen hatten, als persönliche Feinde verfolgte. Er machte in der Folge eine Reihe Bewegungen durch, in welchen bald ein Händedruck für die eigenen Anhänger, bald einer für die Liberalen enthalten war. Diese Bewegungen sind niemals die entschuldbaren Produkte eines schwankenden Charakters, sondern die einer kalten Berechnung; gleichwie seine Hinrichtungen nicht der Überzeugungstreue entstammen, sondern dem Hass und der Rache. Bei einem Aufstande in Madrid stürmten das Volk und die Nationalgarden gegen den Palast, welcher von den Leibgarden tapfer verteidigt wurde. Endlich begannen dieselben der Übermacht zu weichen. Ferdinand VII. sah dem Kampfe von einem Balkon des Schlosses zu; als es klar wurde, dass die Garden den Kürzeren zogen, die tapferen Soldaten, welche dort unten für ihn verbluteten — da verleugnete er sie, winkte dem Volk und ermutigte dasselbe mit einem schallenden *á ellos*, auf sie, die Garden niederzumachen.

Ferdinands VII. Charakter hat Ähnlichkeit mit dem der Catharina Medici; doch sind die Ausgangspunkte, welche denselben zur Geltung brachten, verschieden. Catharina fand große Parteien vor, welche das Kreuzen zwischen ihnen verständlicher und erforderlicher machten. Außerdem kreuzte sie so glücklich, dass sie niemals in die Lage kam, sich gegen die katholische Partei zu erklären, welche, wenn sie auch den Hugenotten Zugeständnisse machte, nie aufhörte, sich ihrer geheimen Unterstützung zu erfreuen. Durch Ferdinand VII. wurden die feindlichen Parteien eigentlich erst geschaffen. Seinen Anhängern, denen der absoluten Monarchie, schlug er ins Gesicht, indem er sie verleugnete und sich mit den Liberalen verbündete; den Liberalen, indem er sie hinrichten liefs; dem Adel, indem er den Staat und den Hof jener famosen Günstlingssippe von Kammerdienern, der Camarilla, überantwortete; dem Volk, indem er es niederkartätschen liefs; dem Heer, indem er es an das Volk auslieferte. Die Medici versuchte durch ihre Entschlüsse wenigstens eine festgezeichnete Zukunft anzubahnen; Ferdinand VII. will nur den Tag zufriedenstellen, an welchem er sich entschließt. So kommt es denn, dass unter seiner Regierung oft die Tendenzen der Parteien sich nicht mit dem Genus ihrer Bestandteile decken; die Granden von Spanien sitzen unter den Liberalen und

Exaltados; Ferdinands konservative Freundschaft besteht dagegen aus einigen tausend Manolos der Hauptstadt, Elemente, welche nicht unter den Pöbel zählten, aber demselben nahe kamen. Dieser Kontrast zwischen der Tendenz der Partei und der Natur ihrer Bestandteile charakterisiert aber nicht nur das unheimliche Walten des Fürsten. Er ist zugleich der Beleg, dass die Bedürfnisse, welche 1812 durch das Aufstellen einer Verfassung ausgedrückt worden waren, z. B. das der Gleichheit, nicht existierten, da dieselbe bereits bestand. Das Volk sitzt ohne große Mühe auf der Rechten, der Adel ohne große Überwindung auf der Linken; das bedeutet, dass das erste nicht viel zu erreichen, der zweite nicht viel aufzugeben hatte; es handelt sich niemals um eine soziale Revolution, sondern stets nur um eine politische. Der Thron, welcher den natürlichen Mittelpunkt derselben bildet, fürchtet, das Instrument der Parteien zu werden, welche allerdings schon verschieden schattiert, aber sämtlich noch königstreu sind, und versucht, sie selbst zu Instrumenten zu machen; die brutale und infame Art, mit der das geschieht, entfremdet ihm die Parteien und lässt sie sämtlich entarten.

Ich sehe nicht die Ursache der Konvulsionen und der Stagnation Spaniens in dem einseitigen Walten der katholischen Kirche und der habsburgischen

Dynastie, des amerikanischen Goldes. Die Indolenz, das Rentnerleben erkläre ich daraus; wenn auch noch der Beweis zu führen bliebe, dass der Spanier früherer Jahrhunderte innerhalb seiner Städte nicht dasselbe beschauliche Leben geführt hätte wie jetzt. Die Fortsetzung der Revolution, die Fieberanfälle, die Pronunciamiento, die *cosas de España* lege ich allein Ferdinand VII. zur Last. Die Fehler der späteren Regierungen Spaniens führen sich zurück auf die Ratlosigkeit, manchmal auf die Leidenschaften von Frauen; ein böser Wille steht hinter keinem. Die dornenvollen Wege, welche seit 1812 die spanische Monarchie wandelt, ist das Vermächtnis jenes Fürsten, von welchem ich nie gehört habe, dass ihn ein Spanier verteidigt oder eine gute Seite an ihm hervorgehoben hätte: Ferdinand VII. war *muy listo*, aber auch *muy canalla*. —

Man hört und liest oft, dass das spanische Volk demokratisch sei. Es ist demokratisch; schon seine Anlage für den Optimismus und für den Lebensgenuss verlangt, dass es die Schranken in der Praxis nicht anerkennt. Aber es ist demokratisch in seiner Art. Der Edelmann, welcher im Café an der Seite des Proletariers sitzt, weiß keinen Grund, um ein Gespräch mit demselben abzulehnen; und wenn dieser Proletarier auch die Formen zu wahren weiß, so hört er dessen Meinung mit derselben Aufmerk-

samkeit an, als wenn sie von den Lippen eines Ministers käme. Der Bauer dagegen steigt auf der heißen Landstrasse von seinem Esel und bietet ihn dem Höherstehenden, der ihm begegnet, zur Benutzung an; nicht, um dem höheren Range Vorschub zu leisten, das kommt ihm nicht in den Sinn; nein — er habe genug geritten, der Esel sei freilich todmüde; aber es sei doch besser, dass das Tier verderbe, als dass in der Hitze jenem etwas geschehe. Vor den Kirchen stehen die Söhne der Aristokratie und die des Volkes, um die Frauen nach der Messe Revue passieren zu lassen. Dasselbe heiße Wort, welches die wartenden Aristokraten den Bürgerstöchtern entgegenwerfen, müssen die Marquesitas und Condesitas von den Bürgerssöhnen hören. Die Männer verdenken es sich untereinander nicht und applaudieren beinahe; und für die spanischen Frauen ist eine feurige Huldigung der unfehlbare Magnet, welcher sie dahin zieht, wo sein Ausgangspunkt ist; auch wenn derselbe in unterster Sphäre liegt. Es hat in jüngsten Jahren Anlässe gegeben, dass der verstorbene König Alfons irgend einer Lieblingsleidenschaft des Volkes, dem Patriotismus, der Ovationslust, im buchstäblichen Sinne des Wortes hat die Thüren öffnen müssen: er hat das Volk von Madrid in den Galaräumen des Schlosses in öffentlicher Audienz empfangen. Da standen denn Tausende

nebeneinander; der Grand von Spanien neben dem Chulo, die Gräfin neben der öffentlichen Dirne; aber keiner wunderte sich über den anderen.

Wenn der spanische Demokratismus einerseits die Wirkung eines niederreisenden siegenden Lebensgenusses ist, ist er andererseits die Exhalation des Patriotismus; ist das Andenken an den Schoß derselben schönen Mutter, welche alle Spanier gemeinsam getragen, an die unparteiische Erziehung, welche sie allen gab; die Liebe, mit welcher alle ihr danken, verleiht jedem Spanier in den Augen des anderen Wert und macht die Schranken, welche die Stände trennen, durchsichtiger. Das ist der spanische Demokratismus, welcher nichts zu schaffen hat mit der kosmopolitischen Propaganda der Athener oder der Franzosen. — Der spanische Patriotismus besteht schon lange; es ist möglich, dass der Demokratismus ebenso lange besteht; aus der Litteratur, besonders aus der Sprache der Novellen und Dramen, scheint sich das zu ergeben.

Wenn nun der Spanier demokratisch ist, so folgt daraus nicht, dass er auch republikanisch sein muss.

Ungefähr ein starkes Drittel aller Spanier hält sich heute für republikanisch. Ich betone ausdrücklich, dass es sich für republikanisch hält; denn die Momente, mit welchen es das republikanische Bekenntnis begründet, sind zu haltlos, lokalisieren sich

zu sehr in der Erfahrung und Anschauung des Individuums, als dass sie diesem Republikanismus über die Gebrechlichkeit einer Seifenblase hinauszuhelfen verständen. Wenn der junge, unbesonnene Offizier aufseufzt und auch für Spanien ein 1793 herbeisehnt, so ist sein Beweggrund der General, welcher ihn schlecht behandelt hat, oder die Schulden, welche ihn zu drücken beginnen. Wenn der Bauer sich Republikaner fühlt (und er fühlt sich öfter Republikaner als der Bauer anderer Länder, da der Überschuss der Zeit, welche ihm zu Gebote steht, ihm eine noch leidenschaftlichere Hingabe an die Zeitungslektüre erlaubt wie dem Städter, dessen Interesse doch zum Teil der städtischen Bewegung gehört); wenn der Bauer sich Republikaner fühlt, so ist sein Republikanismus doch nur der Mangel an Dialektik, welcher die Dialektik Castelars nicht bekämpfen kann und sich ihr ergiebt; Castelars, dieses *hombre que convince á todo el mundo*, der alle Welt überzeugt. Wenn der Arsenalarbeiter von Cartagena sogar die rote Republik für Spanien fordert, so begründet er das mit der Arsenalarbeit, über welche Ruiz Zorilla ihm geschrieben hat, dass sie aufgehoben werden würde, wenn er erst wieder Minister wäre; keineswegs aber mit dem Tagessold, den er, der Arbeiter, dafür empfinde.

Wenn man nun die Angehörigen dieser drei Ka-

tegorien fragt, welche Epoche in der Geschichte Spaniens sie wohl für die glücklichste und der Wiederholung würdigste erachteten, so hört man stets die Namen des Carlos Quinto und des Gran Rey Felipe Segundo. Die Namen werden ausgesprochen mit dem Lächeln, mit dem Frohlocken, mit welchem der geschlagene, verwundete Soldat das Rauschen der geretteten Fahnen begrüßt. Ein Cantonal, also ein Bekenner derjenigen Partei, welche der deutschen Sozialdemokratie am nächsten kommt, wusste in jenen Tagen von 1873, in welchen Sevilla der Anarchie ausgeliefert war, für die Lösung des Dilemmas keinen anderen Rat, als dass er, nachdem er sich be- rauscht vor der Büste Peters des Grausamen auf- gestellt, ein flehendes „Perico, Perico, komme du herab und räume auf in Sevilla“, zu dem steinernen Bilde heraufsandte, d. h. zu dem Bilde desjenigen Königs, welcher das Ziel seines Lebens daran ge- setzt hatte, die schneidige Monarchie des 18. Jahr- hunderts für sein Spanien um ein halbes Jahrtausend zu antizipieren.

Also auch der als Republikaner sich gebende Spanier erklärt jene despotischen Könige für seine Ideale. Sie machen seine Geschichte und sein Vater- land aus, sie unterzeichneten das Privilegium seines nationalen Stolzes, sie sind das hohe Piedestal, auf welches er steigt, um die ganze übrige Welt über

die Achsel anzusehen; ohne dieselben würde er ein beliebiger gewöhnlicher Europäer sein. Aus dem Kultus des 16. Jahrhunderts ersteht nun ein ungeheurer Widerspruch bei den sogenannten Republikanern; sie tragen die Republik und Philipp II. nebeneinander im Herzen und fühlen doch den Kampf nicht, der allein schon aus dem Antipodentum dieser beiden Namen entstehen muss. Ich habe manche unter meinen spanischen Freunden, welche sich für Republikaner hielten und ebenfalls für Philipp II. schwärmten, auf diesen Widerspruch aufmerksam gemacht: man hat mir gewöhnlich mit verlegenem Lachen oder mit Schweigen geantwortet.

Ich spreche den Spaniern jeden Republikanismus ab, der in der Überzeugung wurzelt und durch dieselbe in ein thatkräftiges, zielverfolgendes System gebracht ist. Wo der Republikanismus den Anspruch erhebt, zu existieren, ist er nur das Resultat der Verführung, welche die kastilianische Sprache ausübte, damit man ihre Neigung für Kränze und Blumen befriedige. Wo es den Anschein hat, als existiere er wirklich, ist er die Frucht eines dem Augenblick folgenden Impulses, welcher schon im nächsten Augenblick nichts mehr von sich weiß. Als ich einmal Castelar über die Republik sprechen hörte, bin ich auch einen Augenblick Republikaner gewesen; als ich aus dem Cortessaal in die frische Luft kam,

habe ich mich selber ausgelacht. Aber in derselben Zeit, in welcher der des Eindrucks weniger fähige nordische Charakter der Versuchung einmal unterliegt, unterliegt der südliche Charakter zehnmal und wird dadurch geneigt, diese Niederlagen als eine Art Vox Dei anzuerkennen und dieselbe auch für andere geltend zu machen.

Nach diesen Ausführungen ist das spanische Volk also monarchisch; doch bedarf noch die Frage der Erledigung, welcher Teil sich über seinen Monarchismus klar ist und welcher in demselben nur vegetiert.

Die Elite der Monarchisten sind die Karlisten.

Es erscheinen mir als kurzsichtige, gedankenlose Stilübungen die Schriften jener Zeitungsschreiber oder spanischen Korrespondenten, welche in dem Karlismus weiter nichts sehen wie die Schilderhebung eines mit absprechenden persönlichen Eigenschaften behafteten Prätendenten, welchen als Gefolgschaft, die seiner würdig ist, Fanatismus und Barbarei begleiten. Der Name Don Karlos ist nur die Klammer des Prinzips, in welchem die drei Personen, welche hinter diesem Namen stehen und standen, als solche eine unbedeutende Rolle spielen. Der Karlismus ist die eigentliche, ist die monarchische Grundanschauung der Nation; eine Anschauung, welche, verblüfft angesichts der Cortes von Kadiz und der Konstitution von Kadiz und angesichts des Charak-

ters Ferdinands VII., vergebens einen Unterstützungspunkt suchend, erst nach dem Tode des Königs in dem Legitimitätsstreit zwischen Isabella II. und Don Karlos Gelegenheit fand, sich mit Nachdruck auszusprechen. Der Karlismus wäre 1809 die normale Fortsetzung der spanischen Geschichte gewesen auf der Grundlage der allerdings angefochtenen, aber doch eigentümlichen und nationalen Formen; der Übergang aus dem Alten in das Neue wäre wie in Deutschland mit der Allmählichkeit eines ganzen Jahrhunderts erfolgt, und die Bürgerkriege wären vermieden worden.

Man muss den Karlismus nicht vom Standpunkt der Sentimentalität, man muss ihn nicht durch den Schleier der Thränen ansehen, die seinetwillen geflossen sind; man muss ihn nicht nach dem Prätendenten beurteilen, um den er sich erst an letzter Stelle bekümmert. Die Meinung Deutschlands über den Karlismus müsste sich allein schon durch das Eingeständnis modifizieren, dass die große Masse seiner Anhänger in jenen Stämmen zu finden ist, welche das objektive Urteil als die tiefsten, tüchtigsten und kopfklarsten hinstellt, welche außerdem durch eine hohe Volksbildung den Deutschen nahe kommen: die Bewohner der baskischen Provinzen. Warum die tüchtigsten und gebildetsten der spanischen Stämme, welche nach einer als gültig betrach-

teten Theorie doch am wenigsten der Abhängigkeit von irgend einer Person oder Hierarchie, in unserem Falle also Don Karlos und dem Klerus, verfallen sein sollten, dennoch für den Karlismus erklärt haben — mit der Beantwortung dieser Frage hat sich, meines Erachtens nach, in Deutschland noch niemand befasst.

Wenn ich nun auch als Monarchist und als Freund des spanischen Volkes in dem Karlismus den Grundzug der volkstümlichen Regierung erkenne, so sehe ich doch, dass derselbe heute nicht mehr durchzudringen vermöchte der wenngleich oberflächlichen, aber doch übermächtigen Majorität wegen, welche jener Monarchismus ihm entgegenstellt, den ich vegetierend nannte. Dieser Monarchismus-Stumpf von Holz, diese Windmühlenflügel heben den ehrenwerten Ritter aus dem Sattel. Trotzdem hat auch dieser Monarchismus einen treuen, ehrenfesten Bestandteil; es ist die Gruppe, welche von Canovas del Castillo und vom Grafen Toreno geführt wird; sie allein ist fähig, durch einen Kompromiss mit dem Karlismus, möge dieser Kompromiss nun in einer Interessenallianz oder sogar in einer Verschmelzung bestehen, diesem die schroffe, blutvergießende Einseitigkeit zu nehmen, und sich selbst eisenhaltiger zu machen. — Die übrigen monarchischen Parteien, repräsentiert in ihren Chefs Sagasta, Romero Robledo,

Lopez Dominguez u. s. w. sind nur die entsprechenden Nachkommen der vielfältigen Eigenschaften Ferdinands VII. Der Monarchismus der Massen, welche hinter diesen Häuptern stehen, beruht mehr auf Instinkt wie auf Überzeugung; seine Dekorationen beruhen überall auf den französischen Doktrinen; dieser Flittertand und nicht die Summe einer Gedankenarbeit ist die Fahne, welche ihn gegen den Karlismus führt.

In den Cortes spiegelt sich weniger die Quantität jeder Partei des Volkes als ihre Qualität wieder. Ganz rechts und ganz links sitzen die Karlisten und Republikaner, straff in ihrer parlamentarischen Organisation, pünktlich, thätig und pflichtgetreu. Dazwischen sitzt das Gros der Monarchisten. Es giebt unter ihnen Deputierte, welche in mehreren Legislaturen hintereinander gewählt, in 4—5 Jahren keiner Sitzung beigewohnt haben und sich gar nicht in Madrid blicken lassen. Ich kenne einen Deputierten, einen jungen Bankier, welcher in seiner ersten Legislatur der Partei Sagastas, in der zweiten der Canovas, endlich der Pidals angehörte. Auch er fand es unter seiner Würde, die Sitzungen der Kammer zu besuchen, oder auch nur mit einer Silbe seinen Parteiwechsel zu motivieren. Trotzdem bleibt er in der politischen Gesellschaft Spaniens ein angesehener, vielumworbener Mann.

Die Deputierten könnten übrigens in noch größerer Anzahl fehlen, sie könnten sämtlich zu Hause bleiben; die parlamentarischen Angelegenheiten würden auch ohne sie einen regelrechten Verlauf nehmen. Denn das Dutzend Parteiführer bleibt ja anwesend; jeder derselben hat Carte blanche von seinem willenslosen Partisanen und füllt dieselbe in der Kommissionssitzung aus.

Außer der Allianz zwischen der Gruppe Canovas und den Karlisten wüsste ich nichts, was der spanischen Monarchie gegenüber republikanischen Schilderhebungen einen Rückhalt zu gewähren vermöchte. Im Heere kann sie unbedingt vertrauen nur auf die Artillerie und auf die Ingenieure; doch müsste man einem Fürsten zur Niederschlagung eines militärischen Pronunciamientos eher jede andere Waffe wünschen als diese beiden. Außerdem ist die Qualität der Königstreue nicht diejenige, welche in der preussischen Armee heimisch ist. Die spanischen Ingenieur- und Artillerieoffiziere würden anfangs ganz brav gegen die Schwesterwaffen auftreten, welche ihnen schon in normalen Zeiten nicht sehr sympathisch sind; es kommt nur darauf an, wie lange diese Selbständigkeit dauert. Wenn das Parlament seine Stimme erhebt, und ihnen die Wahl und die Qual gelassen wird zwischen Parlament und König, ob sie sich dann wohl für den letzteren entscheiden

würden? Die Treue des preussischen Offiziers gehört dem Könige trotz aller Vetos und über alle Vetos des Parlamentes und die der ganzen Welt hinaus; von den Hunderten der spanischen Offiziere, welche zu kennen ich die Ehre habe, wusste mir kein einziger seinen Entschluss gegenüber dem Veto der Cortes vorauszusagen. Die Unschlüssigkeit ist zu erklären. Uns Preußen haben unsere Könige die Treue leicht gemacht; der spanische Offizier aber gedenkt Ferdinands VII., der ihn für seine Treue niederschieszen liefs, und gerät in Zweifel darüber, für wen er sein Leben zu lassen hat. —

So muss es das Bestreben der Monarchie sein, durch einen Erfolg, welcher aus selbständiger Entschlussnahme hervorgehen und zugleich ersten Ranges sein muss, sich dem Glatteise zu entziehen, auf welchem sie in der Gegenwart ruht. Kein Erfolg im Innern: eine gut einschlagende Reform, durch welche ein solcher Erfolg erzielt werden könnte, würde einem Teil des Volkes allerdings zum Vorteil gereichen, einen anderen aber entrüsten; unter allen Umständen würde ein derartiges Zeichen der Regierung nicht akut genug sein, nicht hell genug flammen, als dass dadurch das ganze Volk beleuchtet werden könnte. So müsste es denn ein Erfolg sein ausserhalb der Peninsula, ein Erfolg in der auswärtigen Politik.

Es scheint mir der vornehmste Irrtum der wech-

selnden Regierungen sämtlicher monarchischer Farben zu sein, dass sie alle, nachdem sie sich konstituiert haben, es für das gesundeste Programm halten und feierlich verkünden, dass Spanien in Frieden leben solle; dass es im Innern sich reorganisieren solle, bevor es mit anderen Dingen sich beschäftige. Das ist sehr solide gedacht, scheint sehr vernünftig, sehr logisch zu sein: aber die Anarchie, welche in Frankreich durch die erste Revolution begründet wurde, ist durch die Operationen geheilt worden, welche die französischen Armeen im Auslande vornahmen; und heute sagt man es gewissen russischen Kreisen nach, dass sie aus einem Vorgehen gegen das Ausland sich ebenfalls gute Erfolge gegen den Nihilismus versprechen. In Spanien ist die Theorie der inneren Reform 70—80 Jahre alt: ob mit derselben bis heute etwas erreicht worden ist, darüber mögen die Spanier selbst entscheiden.

Mit einem Landerwerb, etwa durch Eingreifen ihrer Diplomatie, würde die Monarchie sich ein festeres Fundament schaffen; aber eine definitive Heilung des öffentlichen Misstrauens vermöchte sie nicht dadurch zu bewerkstelligen. Denn die Spanier besitzen das fruchtbarste Land von Europa, und lassen dasselbe, obgleich es als Mutterland im Bereich ihrer Hand liegt, dennoch brach liegen. Wenn sie also Portugal annectierten und verwalteten, so

wäre das für Portugal die Verdammung; wenn sie Marokko annektierten, so würde es für dieses Land die Aufrechterhaltung des trügen Status quo, mit dem einzigen Unterschiede, dass eine spanische Regierungsbehörde an Stelle des Sultanats getreten wäre. Wenn sie Gibraltar in Besitz nähmen, so würden sie, die sie eine Lage wie die Tarifas nicht zu benutzen verstehen, für den berühmten Felsen keine andere Verwendung wissen wie die des Bagnos. Diese drei Prognostica werden von vornherein bestätigt durch das Regiment, welches die Spanier auf Cuba und auf den Philippinen führen. Der Triumph über den Erfolg würde bald verdüstert werden durch die Dünste der Pandorabüchse, welche sich auf den neuen Kolonien öffnen würde; der Protektion der Stellenjäger, welche heute nach Cuba streben, der Korruption der Beamtenwelt, welche von der Insel aus der des Mutterlandes ein dunkles Beispiel giebt, würde fortan ein dreifaches Feld eröffnet werden. Die Kolonien können Spanien nicht ertragen, wie Spanien nicht die Kolonien ertragen kann; eine Realunion in diesem Sinne ist die gegenseitige Vergiftung der Bestandteile, welche sie bilden.

Damit das eine an dem anderen erstarke, wünsche ich der spanischen Monarchie und dem spanischen Volke einen Krieg; einen blutigen, verlustreichen, aber siegreichen Krieg gegen eine europäische Groß-

macht. Blutig und verlustreich muss er sein, dass Spanien ihn bis ans Herz empfinde, und die Leistungen der Zunge von dem Parteigezänk ab- und einer Sache zuwende, die es verdient; siegreich, damit es einsehe, dass die Zunge nur der Rost war, welcher das kastilianische Schwert bedeckte. Auch für Spanien gilt das Wort vom Blut und Eisen; nicht in dem Sinne wie in Deutschland, wo es die Bittschrift um das Privilegium war, sich im europäischen Konzert als Nation einschreiben zu dürfen. In Spanien muss es die Bitte um das Pulver sein, welches das Ausland auf die Wunden eines Körpers streuen soll, der durch die Gewohnheit des Sitzens zum Teil in Fäulnis übergegangen ist. *La goutte, la coutume d'une vie sédentaire, et probablement aussi les remèdes des médecins, avaient depuis longtemps épuisé Philippe II* — — das sind die Worte, mit denen Forneron das Kapitel beginnt, welches den Tod jenes Fürsten behandelt. Ich mache sie geltend für das heutige spanische Volk.

Ein Krieg würde nicht genügend sein. Nach der Beendigung desselben müsste der zweite schon am Horizont stehen, damit der Egoismus der Parteien allmählich erstickt würde von dem Flügelschlage des Patriotismus. Europa würde hoch aufhorchen und ein großer Teil desselben würde nicht unzufrieden sein. Spaniens geographische Lage

schließt eine direkte Interessengemeinschaft mit einer anderen europäischen Macht aus; aus dieser Interessenlosigkeit ergibt sich die natürliche Rolle eines Vermittlers. Spanien könnte das Steuerruder Europas und Asiens werden; wenn es dasselbe auch heute noch nicht ist, wie der Marquis Seoane behauptet. An der einzigen kurzen Grenze, an der es angreifbar und verwundbar ist, erklärt sich die Gegenwart und wahrscheinlich auch die Zukunft zu seinem Verbündeten; d. h. die Nation, von welcher es angegriffen werden könnte, muss ihm den Rücken zuwenden. Dadurch wird die spanische Macht, durch ihre Anlage eigentlich eine schwache Defensivkraft, faktisch zum Range einer drohenden Offensivkraft erhoben.

Wo in der äusseren Politik der Ausgangspunkt für eine innere Restauration Spaniens liegt, kann nicht entschieden werden. Wenn Marokko von den Franzosen erobert würde und Machiavelli erstände wieder auf, so würde er diese Eroberung vielleicht eine große *Virtú* des Schicksals nennen, welches die Partei Spaniens ergriffen hätte; denn nun wäre Spanien zwischen zwei Feuer geklemmt, das wäre seine Krisis, es müsste kämpfen, ob es nun wolle oder nicht wolle.

Das erste spanisch-französische Gefecht in Marokko würde dieselbe Bedeutung haben wie das erste

englisch-russische Gefecht an der Grenze von Hindostan; es wäre die Dezentralisation Europas von der deutsch-französischen Frage; für Deutschland wäre es der Frieden.

Der Adel.

Kastelle, mehr errichtet zu dem Zwecke, mit der Stirn gegen eine schwache Staatsgewalt, denn als Zuflucht für die gefährdete Person des Besitzers zu sein; Kastelle, wie sie der deutsche Adel an den Ufern des Rheins, der französische in Poitou und Touraine, der englische und schottische in allen Theilen ihres Vaterlandes bauten, hat der spanische Adel nie besessen; die wenigen, welche er besaß oder später noch errichtete, stellte er den Königen zu Gebote, um, verbündet mit denselben, von hier aus die Araber zu berennen. Schon in der Zeit seines Entstehens und während seiner feudalen Blüte verließ er die waldlosen heißen Ebenen, welche den größeren Theil Spaniens bilden; er zog in die Städte und wurde dort ansässig.

Und auch hier nahm er sich nicht ein Beispiel an den Colonna, den Orsini, den Frangipani zu Rom. Er baute keine Türme; wenn es ihm einmal beliebte,

sich in Gegensatz zu bringen mit den Leitern der Stadt oder des Staates, so geschah es im Weg der Ränke; die blutige Epoche Peters des Grausamen, der Kampf der Barone gegen Ferdinand den Katholischen charakterisieren dieses Adels Bestrebungen nicht. Sein gröfserer Teil wohnte in denselben zweistöckigen nüchternen Sandsteinhäusern, welche auch den bürgerlichen Spanier beherbergten; sie wurden allein ausgezeichnet durch das steinerne Wappen über der Thür. So sehen wir sie noch heute zu Hunderten, vor allem in Valladolid, Toro und Zamora.

Gewohnt an das städtische Leben, daher nicht in unerwartetem Gegensatz mit den bürgerlichen Anschauungen und den verführerischen Sitten der Metropolen, ist der spanische Adel vor jenen Anfechtungen bewahrt geblieben, welche seinen Standesgenossen in anderen Ländern, als dieselben den Burgen den Rücken kehrten, gern das Bürgerrecht und sogar das Recht der Existenz verweigert hätten. Er ist davor bewahrt geblieben, obgleich sein Land wie kein zweites in Europa der französischen Revolution verfallen ist. Die Freiheit und Gleichheit hat man kopiert, 1868 hat man auch die Hand an die Religion gelegt, des Adels hat man nie mit einer Silbe gedacht.

Die Ursache davon ist nicht allein die, dass der Adel städtisch ist; die gröfsere liegt in der Organi-

sation des ganzen Volkes. Die Hälfte aller Spanier ist adelig; sie besteht aus jenem kleinen Hidalgotum, welches theils aus der Ansammlung jüngerer Söhne größerer Geschlechter, theils aus dem 700jährigen Kampf gegen die Mauren, theils aus der noch heute in Spanien berechtigten Fortführung des Adels der Mutter hervorgegangen ist. Spärlich versehen mit äußeren Glücksgütern, die Beschäftigungen und Neigungen des Volkes theilend und niemals erscheinend als eine abgeschlossene Minderheit, hat sie einen Klassenhass nicht erzeugen können.

Und auch der Kern dieser Hidalguia, der hohe spanische Adel, ist in dem Genuss seiner Titel niemals beunruhigt worden. Weniger darum, weil er am Anfange dieses Jahrhunderts freiwillig und nicht wie der Adel in Frankreich dem Druck einer Umwälzung nachgebend sich seiner Herrenrechte entäußerte, sondern weil der glühende Patriotismus der Spanier in den Titeln der Alba, Feria, Medina Sidonia die Monumente seiner glänzenden Geschichte sieht, von welchen er sich um alles in der Welt nicht trennen mag, weil die Urbanität dieses Adels, welcher die Grenzen nach unten unmerklich zu machen verstand, einer Plebs begegnete, deren Taktgefühl diese Grenzen dennoch stets vor Augen hatte und die Aufrichtung jener schroffen Schranken verhinderte, welche nach beiden Seiten hin verwunden und

die Streitfrage um die beiderseitigen Rechte unendlich und unversöhnlich machen.

Obgleich Hofadel seit dreihundert Jahren, schloss doch stets die spanische Aristokratie das Volk vom Thron ab, die Front dem letzteren zugekehrt; diese Front wurde drohender in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, da der Adel seine Treue und seine Aufopferung zurückgesetzt sah neben dem Ränkespiel der Camarilla Ferdinands VII. Damals ging ein grosser Teil von ihm zum entschiedenen Demokratismus und sogar zur Demagogie über und begründete in sich den grossen Widerstreit der Tendenzen, welcher vielleicht seine bis heute nicht bedrohte äussere Existenz in Frage stellen wird.

Denn wenn er seinerseits glaubt, den Glanz, welchen ihm sein alter Name auferlegt, leuchtend erhalten zu müssen, wo es auch sein möge, hier in seinen „Hotels“ an der Kastellana und am Prado in Madrid, dort als Gesandter in St. Petersburg, so legt ihm das Buhlen mit einer liberalen Politik auch eine Geldbusse auf, an welcher schon viele seiner erlauchtesten Titel zu Grunde gegangen sind. Die Überlieferungen der Herzöge von Alba, von Frias, von Ossuna, die des Marquis Campo Sagrado werden heute nicht mehr belebt von der Sprungfeder des Reichtums, nicht einmal von jener der Wohlhabenheit. Dass manch' uralter Titel nicht schon

ein Grabmal besitzt in der Geschichte der letzten dreißig Jahre, ist das Verdienst jener schönen westindischen Insel, Cubas, deren leichtgeschaffene und ebenso leicht vergängliche Ämter es vermögen, die Scheintoten noch für einige Jahre dem Leben zu erhalten.

Um dieselbe Zeit, als der spanische hohe Adel die eine Hand erhob, um sich das Gift der volkstümelnden Politik zu kredenzen, richtete er mit der anderen das Messer gegen sich, indem er die Fideikomnisse aufhob und sein Vermögen auch da, wo es dem Ruin noch fern stand, in alle Winde zerstreute. Seine gestrige Generation konnte noch glänzen, seine heutige kann noch bestehen, das Schicksal der dritten aber ist zweifelhaft; um so zweifelhafter, da es vergessen wurde, auch einen Teil der Dutzende von Herzogs-, Marquis- und Grafentiteln von des Erstgeborenen Schultern zu nehmen, dessen schmales Erbteil für die Vertretung dieser historischen Wucht nicht genügt.

Auf diesem Standpunkt ist der größte Teil des alten spanischen Adels angelangt, mit einigen Ausnahmen, von denen wir den Herzog Fernan Nuñez nennen; vornehmlich aber der hohe Adel, welcher in Madrid lebt. Was oben volkstümelnde Politik genannt wurde, muss getrennt werden von der Volkstümlichkeit dieser Aristokratie, welche die Hand des

Volkes fest in der ihrigen hielt, auch bevor sie auf dasselbe angewiesen wurde, und noch heute derselben treu geblieben ist. Es ist die berühmte Eigenschaft, als Spanier unter Spaniern sich als Gleicher zu fühlen; als Spanier unter Spaniern; denn eigentümlich wird auf den Fremden herabgelächelt, der mit denselben Ansprüchen sich in den Korpsgeist dieses Volkes zu drängen wagt.

Das Gleichheitsgefühl, welches einem Teil des Adels das liberale Politisieren erleichtert, ermöglicht es einem zweiten Teil, dessen Namen, wie die Medina de la Torre, die Alcañizes, die Santa Cruz, die Novaliches, im strengsten Sinne des Wortes im Dienste des Königs stehen, doch auch in Fühlung mit dem Volk zu bleiben, ohne in seinen Reihen oder beim Thron Missbilligung und Anstoß zu erregen; während es einem dritten Teil, an dessen Spitze die edle Herzogin von Medinaceli steht, dazu dient, die Talente und Künste aufzusuchen, in seinen Kreis zu ziehen und nach Kräften zu fördern.

Es liegt in der Natur der Sache, dass diese allgemeine gesellschaftliche Annäherung und Verschmelzung Dinge weggeräumt hat, welche in den Ländern des Nordens noch als eiserne Grundgesetze geehrt werden. Der Gesetze des Canulejus hat es in Spanien nie bedurft. Beide Geschlechter haben das Ihre gethan; mehr aber das mit mehr Anregungs-

und Ausdehnungsfähigkeit beanlagte weibliche Geschlecht. Man wird verlegen, wenn man diese Edeldamen bittet, ihre Auffassung mitzuteilen über das Wort „Mésalliance“; verlegen dadurch, dass man in den schönen Gesichtern stets einem halb befremdeten, halb spöttischen Ausdruck begegnet, welcher es sofort augenscheinlich macht, dass hier neben dem Grafendiadem eine sehr duldsame Gefühlswelt Platz hat, eine freie Kirche im freien Staate.

Den Edelleuten wurden und werden die Heiraten nach unten moralisch erleichtert durch das Beispiel der regierenden Familie. Eine Reihe von Infanten haben sich mit Frauen aus dem niederen Adel oder auch aus dem Volk vermählt — nicht morganatisch — die Frauen treten ein in alle Ständeshoheiten ihres Gemahls. Den adeligen Damen, wenn sie Titel tragen, kommt bei der Heirat mit einem Bürgerlichen das eigentümliche spanische Recht zu gut, welches gestattet, dass sie den Titel nicht verlieren, sondern dem Gatten mitteilen dürfen. So haben sie es nicht nötig, den Zukünftigen in den Salons zu suchen; sie suchen ihn überall und finden ihn oft auf der Gasse. Sie werden nicht einmal durch die Eitelkeit daran gehindert, wenn sie hundert Gelegenheiten in der Hand haben, ihrem Titel noch denjenigen eines hochgeborenen Bewerbers hinzuzufügen; ihr Widerspruchsgeist lässt sie es durchsetzen,

durchaus den Mann ihrer Wahl aufzutreiben und weiter nichts zu berücksichtigen als ihre Leidenschaft. Das lässt sich vor allem beobachten, wenn sie eine zweite Ehe im Sinne haben; hatten sie beim Eintritt in die erste in der Wahl noch das Standesgefühl angedeutet, so werfen sie sich bei der zweiten in den tiefsten Strom und greifen gewöhnlich auch zu tief.

Es bekräftigt die Ansicht, dass dem schon lange Jahrhunderte so gewesen sei, wenn wir sehen, dass der am meisten konservative Adel, derjenige, welcher Don Karlos treu ist, sich ebenfalls nach unten vermischt. Diesen Adel konservativ zu nennen, ist zu wenig; karlistisch, zu einseitig; er will weder das Bestehende erhalten, noch sein Thun und Lassen von dem des Don Karlos abhängig machen; darum nennt er sich selber traditionell, d. h. er bezweckt die Wiederherstellung dessen, was die Überlieferung ihm als gut und heilsam erscheinen lässt. Treue gegen Don Karlos ist erst sein zweites Gebot; der jüngere Zweig der Bourbons gilt ihm nur, um diese Überlieferung zu repräsentieren; stürbe dieser Zweig aus, so würden die Karlisten mit nichten verschwinden und fortfahren, auf der rechten Seite der Cortes als Traditionalisten oder Absolutisten in irgend einem willfähigen Mitgliede des Königshauses ein Symbol zu verehren oder wenigstens auf den zeitigen Herrscher in ihrem Sinne einen Druck zu üben.

Dieser karlistische Adel, von dem gesamten spanischen Adel wohl der ehrenwerteste durch seine Überzeugungstreue und durch die Opfer an Gut und Blut, welche er derselben gebracht hat, wohnt sonderbarerweise nicht in den baskischen Provinzen, noch überhaupt in Nordspanien, dem Theater der modernen Erbfolgekriege; er ist größtenteils andalusisch und wohnt in den Städten Sevilla, Córdova und Granáda. Es ist der mäßigere, enthaltsamere Teil der spanischen Aristokratie, indem nur wenige seiner Mitglieder den Winter in den Freuden der Hauptstadt verbringen; aber auch er ist in den letzten Jahrzehnten um die Hälfte der Güter verkürzt worden dadurch, dass er sie für Don Karlos einsetzte.

Wenn nun auch, wie ich in einem der vorhergehenden Kapitel bemerkte, die Zusammengehörigkeit der spanischen Familie gewöhnlich durch das gegenseitige Einstehen ihrer Mitglieder bezeugt und aufrecht erhalten wird, so ist das weniger der Fall in der Adelsfamilie. Es hindert die Laras nicht, Tagelöhner zu sein oder als einfache Soldaten in der Front zu dienen und in weiter Entfernung von dem Chef der Familie zu leben, dem Herzoge von Najara; wenn auch die einen wie die anderen Abkömmlinge der Herren von Vizcaya sind. Mehr aber als anderswo beobachtet man gegenseitige Gleichgültigkeit

von Zweigen alter Familien in Andalusien. Da sind die Silvas mit dem Herzog von Infantado an der Spitze, die Fernandez de Córdoba, die Nachkommen des großen Kapitäns Don Gonsalvo, die Solís, deren eine, die berühmte Renegatin Donna Isabel de Solís, die letzte Sultanin von Granáda war; da sind die Urenkel der großen Diplomaten Philipps II., die Mendozas und Cuñigas; dann die Vargas Machuca, deren Ahnherr einst als erster Held Ferdinands des Heiligen in das eroberte Sevilla einzog; da sind endlich die Ponce de Leon; sie kümmern sich umeinander nicht, und da noch weniger, wo sie, wie im letzten Falle, dicht nebeneinander wohnen, die einen als Marques del Castillo zu Sevilla, die anderen als bescheidene Kommis in der *Calle de Francos* derselben Stadt.

Der Mangel des Stolzes gegenüber dem Familiennamen schließt von selbst den Korporationsstolz aus, welcher zur Erhaltung eines Adels so sehr beiträgt. Aber selbst wenn dieser Stolz sich regen wollte — seine Entfaltung würde unmöglich gemacht durch die neuen und oft unreinen Elemente, welche sich wie Keile überall in die Aristokratie eingedrängt haben und über welche hinweg sie sich heute nicht mehr die Hand reichen kann, ohne sich Todfeinde zu schaffen, die vielleicht stärker sind als sie selbst. Diese Keile sind der neue Adel, welcher dem Lande

oktroziert worden ist durch die Revolution, durch die Monarchie, durch den Ehrgeiz der Geldleute, endlich durch die Geldnot der Säckel der Minister.

Dreiundzwanzig Herzöge aus der Zeit Philipps II. sehen sich heute umgeben von über neunzig modernen Herzogstiteln; die zwölf Granden Karls V. haben sich bis auf zweihundertfünfzig vermehrt. Ihre Zahl ist weit über das Verhältniß zur Vermehrung des Volkes gewachsen, welches heute nur das Doppelte beträgt von der Millionenzahl zu Philipps II. Zeit; gewachsen auch im Verhältniß zu den Verdiensten, welche als unbedingte von Europa kaum anerkannt werden möchten, ja selbst in Spanien nicht unbezweifelt sind.

Die Monarchie der letzten Bourbonen vor Isabella II. und Alfons XII. vernachlässigte den hohen Adel, wie sie das Heer vernachlässigte; wie sie hier nur Generaloffiziere ernannte, so warf sie Titel fort an Leute, welche es nicht verdienten; sie erkannte außerdem für sich den Gebrauch an, dass sie die Zuerkennung des einfachen Adelsdiploms ganz zu den Akten legte, auch die niederen Adelstitel, den Baron gänzlich übersprang und gleich Grafen, meistens aber Marquis ernannte.

Dieser Adel, wenn auch dunklen Herkommens und verdienstlos, reichte dem altspanischen Adel die Hand, als Don Amadeo von Savoyen in das Land

kam; beide zogen sich vom Hofe zurück und überließen es dem *Rey intruso*, den spanischen Patriotismus von dieser Seite kennen zu lernen. Da versuchte es der König, sich einen neuen Adel zu schaffen, und glaubte ihn zu finden in den reichen katalonischen Kaufleuten. Diesen Teil ihres Adels bezeichnen nun die Spanier selbst als den wertlosesten und achten ihn in keiner Weise. Nicht allein deshalb, weil er das Werk eines Fremden ist, sondern schon darum, weil er katalonisch ist d. h. durch seine Stammeseigenschaften die Kavaliereigenschaften von vornherein ausschließt.

Nicht viel höher steht jener in der Zahl so geringe Adel, welcher sein Dasein dem heiligen Vater in Rom verdankt. Denn das spanische Volk, wie sehr es auch in seinen religiösen Überzeugungen auseinanderfällt, fühlt sich so sehr in Verbindung mit dem Katholizismus, dass dem Papst nicht das Recht bestritten wird, hier im fernen Lande Adelstitel auszuteilen; gewöhnlich sind sie die Belohnung für fromme Stiftungen oder auch für gewichtige Peterspfennige; es sieht aus, als wenn der Ablasshandel, umgewandelt nach der Eitelkeit des Jahrhunderts, in Spanien eine letzte Stätte gefunden hätte.

Eine nicht unwichtige und vielleicht nicht wertlose Vermehrung der Aristokratie ergibt sich aus der Rückkehr der amerikanischen Spanier; nicht

jener Cubaner, deren Reichtum sich durch die Erwerbung eines Adelsdiploms vervollständigen will: denn auch den Cubanern wird nur eine schwache Empfänglichkeit zugetraut für europäische Adelsbegriffe. Wir meinen die Nachkommen jener alten Konquistadoren, welche, teilweise aristokratischer Herkunft, in der neuen Welt eine Heimat suchten, sich Millionen erwarben und am Anfange dieses Jahrhunderts von der Revolution überrascht wurden, welcher die Lostrennung vom Vaterlande folgte, mit der sie sich nicht befreunden konnten. Diese Konquistadorenfamilien kehren heute nach Europa zurück, um wieder spanische Edelleute zu werden; wenn ihre Namen auch im Mutterlande vergessen wurden, sie selbst hielten dieselben hoch und bemühen sich nun, reich an Überlieferungen und auch an Gold, dieselben an dem europäischen Königshof zu Ehren zu bringen, wie die Guaqui, die Valparaiso, die Acapulco.

Es ist nicht richtig, dahin zu schließen, dass die Existenz dieses jungen Geldadels sich mit dem Vorhandensein einer Bourgeoisie decke, welche, wie einst die französische, in verwandter Zeit entstandene, den Idealen und dem Begriff des Vaterlandes gefährlich sei. Eine Bourgeoisie giebt es in Spanien außer in dem industriereichen Katalonien nicht. Die Redner gebrauchen das Wort im Parlament, und der Spanier

aus dem Volk plappert dasselbe nach, indem er eine gewisse Erbitterung zur Schau trägt; aber geht man näher mit ihm darauf ein, so scheint der Sinn jenes Wortes ihm unverständlich und die Erbitterung vorgeblich — ausgenommen wiederum in Katalonien, wo das Walten einer Bourgeoisie schon allein bewiesen und gekennzeichnet wird durch das Dasein eines wühlenden, grübelnden Sozialismus, und wo die sanfte blumentumwebte Republik Castelars verdrängt ist durch die ernste, bittere Demokratie Pi y Margalls.

Was die Teilnahme der Aristokratie am Heere anbetrifft, so nimmt dasselbe einen nicht genügend hohen Rang ein, als dass der Adel seinen Überlieferungen gemäß sich dort versorgen könnte. Die beiden Reiter-Regimenter „Pavia“ und „Princesa“, deren Offizierkorps beinahe ausschließlich aus Inhabern von Adelstiteln besteht, geben keinen Maßstab für die militärischen Neigungen der Aristokratie.

Ebenso gering wie ihr Streben nach kriegerischer Ehre sind ihre Wünsche, in der Verwaltung mitzuwirken. Wenn sie auch ihr Interesse für die Politik in regerer Weise bethätigt, so ist es ihr doch bisher, den Grafen Toreno ausgenommen, nicht gelungen, ihre Namen in erster Reihe erglänzen zu machen, weder im Ministerium noch im Parlament; sie folgt gehorsam den Vorschriften des armen Schulmeister-

sohnes aus Málaga, Canovas del Castillo. Des heutigen spanischen Adels Bestrebungen und Ansprüche sind rein gesellschaftlich, gesellschaftlich in des Wortes sinnlichster Bedeutung: Bälle und Gesellschaften zu besuchen, sich im eigenen Hause dafür zu revanchieren, eine Equipage im Buen Retiro zu haben und eine Loge im Teatro Real, die ersten Stunden der Nacht dem Konzert zu schenken und die letzten den Freunden; dann befriedigt schlafen zu gehen mit dem wohlthuenden Bewusstsein zweier zu gleicher Zeit erfüllter Pflichten — das ist die Beschäftigung der Madrider Aristokratie.

In ihren anderweitigen Unternehmungen ist diese Aristokratie anspruchsloser als die englische, welche den Erdball umschweift, oder wie die russische, welche sich wenigstens im näheren Auslande einrichtet. Den Spaniern ist ein kurzer Ausflug nach Biarritz und Paris willkommen; den meisten aber genügt Madrid.

Wenngleich verarmt, hat der alte Adel sich frei zu erhalten gewusst von der Bestechung, von dem Kommissionswesen, von den Spekulationen, welche die rasch wechselnde Parteiherrschaft den ihr Angehörigen mit verführerischen Lockungen vor die Augen hält. Das lässt sich wenigstens feststellen bei den wenigen Edelleuten, die in der Verwaltung nicht fremd geblieben sind. Das Benehmen des Her-

zogs von Frias, welcher, obgleich der verarmtesten einer, im vorigen Jahre als Gouverneur von Madrid in seiner Wohnung einige Individuen, welche sich mit Bestechungsversuchen an ihn gewagt hatten, festnehmen liefs und verurteilte, das des Grafen Toreno, welcher in den Cortes sich entrüstet dagegen erhob, dass gewisse, im Parlament übliche Gebräuche auch ihm als Funktionär des Kongresses ungesetzliche, aber durch die Gewohnheit entschuldigte Spesen eingebracht haben sollten, ist bekannt.

In dem Urteil über Allgemeinheiten wird die Aristokratie, die alte wie die neue, gewöhnlich geleitet durch den nachsichtigen Optimismus, welcher dem ganzen Volk eigen ist. Im politischen Urteil neigt sich die jüngere eher der Seite zu, welche ihr Vorteil verspricht, und baut dadurch in natürlicher Weise auf den unsicheren Grundlagen weiter, auf welchen sie entstanden ist. Das politische Urteil der älteren Aristokratie dagegen geht von den Überlieferungen aus, und zwar von denjenigen des Hauses Habsburg, mit welchen die ihrigen fast verbunden sind, während sie mit denen der Bourbonen nur durch Nebensachen verknüpft werden.

Ohne besonders kunstverständlich zu sein, hat die spanische Aristokratie ein großes Kunstinteresse, und so ist es auch dem Dilettanten möglich, in ihren Kreisen geehrt zu werden. Vielleicht macht sich in

dieser Nachsicht wiederum der spanische Optimismus geltend, welcher das Gute und Schöne, auch wenn es zweifelhaft ist, nur deshalb sieht, weil er es sehen wollte. Beiden Richtungen wird mit gleicher Begeisterung gehuldigt; der klassischen, auf der Form beruhenden, wie der ungeschulten, welche sich aus Mutterwitz und Originalität inspiriert. Die Huldigung geht hier vom Patriotismus aus; in der klassischen Richtung verehrt sie die würdige Fortpflanzung des Pompes der spanischen Sprache, die Heiligung der Manen des Murillo, in der zweiten aber die Grundzüge des spanischen Volkes; beiden bereitet sie einen verschiedenen Empfang. Vor der ersten Richtung zieht sie den Hut ab und verneigt sich; die andere aber drückt sie lachend und weinend ans Herz.

In der Wahl der Kleidung ist auch der spanische Adel französisch geworden. Französisch ist er auch geworden in der Ausstattung seiner Häuser, woselbst er jedoch in der Anzahl der Gegenstände und in der Farbenzusammenstellung nicht immer Maß zu halten versteht. Es ist keine mangelhafte Geschmacksrichtung: diese Unbehilflichkeit ist das natürliche Ergebnis des Gegensatzes, dem der nüchterne und mäßige Spanier erliegt, da er bis in die jüngsten Jahrzehnte sich mit Strohstühlen und Espartograsmatten begnügt hat und nun plötzlich, damit die

Leute doch nicht länger sagen könnten, dass Europa in den Pyrenäen aufhöre, sich in Samtsesseln wiegen und persische Teppiche unter seine Füße legen muss.

Das Dasein desjenigen Stolzes, welcher sich aus dem Familiennamen ergibt, und welcher darum die Mitglieder derselben Familie sich gegenseitig vertreten und unterstützen heisst, habe ich oben geleugnet.

In welchem Mafse nun die Geburtsaristokratie noch das Bewusstsein der in ihren Persönlichkeiten repräsentierten Titel besitzt, ist schwierig festzustellen; besonders schwierig für den Ausländer, welcher einer Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit begegnet, die überall und immer gleich glänzend bleibt und keinen Vorsprung entschleiert, an welchem sich ein dahinbezügliches Urteil festsetzen könnte. Der spanische Edelmann tritt dem Fremden entgegen, als wenn die moralischen Ansprüche desselben auf derselben Grundlage beruhten wie seine eigenen; es scheint eine Verhandlung von gleich zu gleich zu sein.

Ein Angehöriger des königlichen Hauses von Spanien bemerkte mir in den ersten Monaten meines Aufenthaltes in jenem Lande, dass der spanische Adel sich allerdings erfolgreiche Mühe gebe, seinen Titelstolz zu verbergen. Im allgemeinen sei die Grandeza aber auch heute noch so ahnengetreu, dass

die regierende Familie es oft in peinlicher Weise empfinden müsse.

Diese Aussage habe ich später bestätigt gefunden. Nicht dass die Liebenswürdigkeit des spanischen Aristokraten ein Schleier ist, welcher von ihm benutzt wird, seine Persönlichkeit in günstiger Weise einzuführen: die Liebenswürdigkeit bleibt; mit der Zeit aber merkt man den Stolz. Derselbe thut sich auch nicht in Worten kund, sondern in Resultaten, gewöhnlich Handlungen, bei welchen auf den Ideen- gang, welcher zu ihnen geführt hat, näher eingegangen werden muss; in dem Faden, welcher sie verbindet, erkennt man den Stolz. Dieser Stolz aber giebt sich nicht als Scheidegrenze zwischen seinem Stand und dem Volk, welche alle subjektiven und politischen Mittel versucht, um das letztere von dem ersteren fern zu halten. Im Gegenteil, der spanische Adel versucht, das Volk zu sich emporzuheben. Mehr wie einer seiner Mitglieder hat mir gesagt, dass das spanische Volk anders sei wie andere Völker, dass es nobler sei und darum auch Besseres verdiene; dass der spanische Edelmann dem spanischen Volke auch da Konzessionen bewilligen könne, wo es dem ausländischen Edelmann seinem Volke gegenüber wohl kaum geraten werden dürfe.

Der spanische Aristokrat repräsentiert seinen Namen gern gegenüber allen Klassen der Gesell-

schaft; das ist es, was ihn vom Edelmann des Nordens unterscheidet und oft zu dem Missverständniss Anlass giebt, dass er seinen Stolz und seinen Namen vergessen habe. In den seltensten Fällen thut er es in lärmender Weise; wenn er in dieser Richtung einen Entschluss gefasst hat, so führt er denselben allerdings auch mit einer Ostentation aus, welche wohl geeignet ist, das Selbstgefühl von Königen zu verwunden. Jedermann in Spanien kennt den Edelmann, der in neuerer Zeit als Gesandter an einem fremden Hof das Pferd, welches der dortige Herrscher als zu teuer ausgeschlagen hatte, selber kaufte und es an demselben Tage vor dem Palast jenes Herrschers erschießen liefs. Jedermann weifs ferner, dass eben dieser Edelmann, als er bei gelegentlicher Rast auf einem seiner Güter kein entsprechendes Abendessen vorfand, seinem Verwalter Befehl erteilte, auf seinen sämtlichen Besitzungen an jedem Abende eine Mahlzeit bereit zu halten, die dem Range eines so hochgeborenen Herzogs genehm sein könnte.

Die Repräsentation in ihrem gröfseren Teile macht sich jedoch geltend, wo sie weifs, dass kein Mund sie ausposaunen kann, wo sie gewissermafsen nur in der Mitwisserschaft desjenigen lebt, von welchem sie ausgeht.

In Altkastilien wohnte ich einst in Begleitung

des Gutsherrn einer Weizenernte bei und machte denselben darauf aufmerksam, dass die meisten Ähren keine Körner mehr enthielten; dieselben waren schon längst auf die Erde gefallen, da die Ernte im Juli unternommen wurde, also in einem Monat, in welchem es in Spanien für dergleichen Unternehmungen viel zu spät ist. Dem Ertrag der Weizenfelder war demgemäß ein großer Verlust zugefügt worden. Meine Bemerkung geschah in Gegenwart des Administrators, dessen Nachlässigkeit an der ganzen Sache Schuld war. Der Gutsherr begnügte sich, mit den Achseln zu zucken. Als ich, allein mit ihm, abermals auf die Sache zurückkam, wurde mir abermals mit einem Achselzucken geantwortet. Als ich mir eine positive Antwort erzwingen wollte, erfolgte ein unbehagliches *dejelo V.* und ein hastiges Überspringen auf ein anderes Thema. Das Achselzucken bedeutete: „Ich bin Grand von Spanien; weil ich Grand von Spanien bin, muss ich dergleichen aushalten; rüge ich meinen Diener, so glaubt derselbe, ich hätte einen Verlust erlitten und zweifelt an meinem Grandentum“. Das *dejelo V.* bedeutete: „Du bist kein Grand und verstehst das nicht“. — Ein anderer Edelmann bemerkte mir, seine *Colonos*, Pächter, hätten ihn schon jahrelang nicht bezahlt; er käme deshalb manchmal in bittere Verlegenheit. Auf meine Frage, weshalb die Pächter nicht bezahlt hätten, ergab sich ein liebens-

würdiges, warmherziges „*los pobres — tendrán ellos sus razones*“, sie werden ihre Gründe haben; womit die Sache abgethan war. Das sind zwei Belege von hunderten, welche angeführt werden könnten. Das sind Züge unermesslichen Stolzes, den wir bei dem Spanier voraussetzen gewöhnt sind, der sich aber auch in diesem Falle wie andere spanische Eigenschaften in einer von der gewöhnlichen Lesart abweichenden Weise interpretiert. Jene Minderheit von Fällen, welche, wie der obenerwähnte, durch ihre grandiose Bizarrerie sofort dem großen Haufen bekannt wird, bildet nur einen Bruchteil in dem Kapitel des spanischen Adelsstolzes, für welchen die beiden anderen Beispiele die Regel bilden.

Ob die alte spanische Aristokratie eine Zukunft hat oder dem Untergange geweiht ist, hängt von dem Schicksal des spanischen Königtums ab. Dem Hokusfokus einer spanischen Republik gegenüber könnte er alte Ansprüche nicht geltend machen und würde es auch nicht wollen. Besitzt das Königtum einst wieder die Macht, Kriege zu führen, so wird auch der Adel Gelegenheit haben, sich Kränze zu winden, um später, auf diese sich berufend, an der Verwaltung und Gestaltung Spaniens energisch teilzunehmen.

Tendenzen der Litteratur. — Die Presse.

Das spanische Volk hat auch seine moderne Litteratur ohne Zaudern angenommen und betrachtet sie als ein wertvolles nationales Eigentum.

Es erzeugt Verwunderung, wie diese Litteratur, welche ja zum grofsen Teil nicht besser und nicht schlechter ist wie die anderer Nationen, so bald hat heimisch werden können im Herzen des Volkes; besonders, da die Werke des gröfsten Theiles der Autoren auch noch heute im Selbstverlage ihren Ausgangspunkt haben. Vielleicht gebührt der Ruhm davon der spanischen Einheit. Denn wenn auch der Kastilier und der Andalusier den Aragonesen und den Katalanen gesellschaftlich nicht gern hat, und umgekehrt, so fällt es doch keinem Stamm ein, in der Schrift gegen den anderen aufzutreten, ebenso wenig einem Autor gegen den anderen Autor; das Veröffentlichte wird dem spanischen Volk dargebracht von einem seiner Söhne; das Volk aber ist so dankbar, dass es der Kritik vergisst.

Die Spanier lieben die Poesie. Jene positiven Geister, welche von derselben nicht anders sprechen können als mit Spott, und deren Vermehrung Hand in Hand geht mit dem Aufschwunge des Handels, dürften in Spanien auch nicht einmal im engsten gesellschaftlichen Kreise laut werden; selbst in Katalonien nicht. Jeder, der sich im Besitz eines bevorzugten Verstandes glaubt, giebt ihm in erster Reihe Raum in der Richtung der Poesie. Daher bedeutet das kastilische Wort *talento*, Talent, immer nur Verstand; aber ein Verstand, welchem als etwas Selbstverständliches die Gabe der Poesie beigegeben ist.

Der Deutsche, obwohl Schwärmer für Wald und Feld, liebt seine Häuslichkeit und zollt gern demjenigen Poeten den Beifall, welcher in seinen Werken ihn weder von Haus noch von Wald weit entfernt. Der Spanier, obwohl seine Leidenschaft die Strafe ist, und obwohl er sich um den Baum so wenig kümmert, dass er ihn nicht beim Namen zu nennen weiß, liebt in der Poesie dennoch die fernen Gärten der Armida und die geheimnisvollen Dinge, welche tausend Meilen weit von ihm geschehen. Am liebsten ist ihm das Märchen, welches sich auf den Sternen zugetragen hat. Und wer die Sterne beherrscht, und in Rede und Bild die Dimensionen des Glanzes zu legen weiß, welcher die Himmelskörper belebt, der ist sein gepriesener Liebling.

Er beachtet nicht die Form, er ist nicht wählerisch in Betreff des Inhaltes. Er legt allein den Maßstab an den Aufwand der Phantasie; wenn dieselbe hoch fliegt wie der Adler, kreuzt er die Arme auf der Brust und hat seinen Gott gefunden. Wenn der Ausländer sich beklagt über den Cynismus eines Zitats, so straft ihn der Spanier durch das Hinweisen auf die Großartigkeit und Fruchtbarkeit der Phantasie, vor deren Majestät die mädchenhaften Skrupel des andern auf Gnade und auf Ungnade die Kniee beugen müssten.

Als Ludwig II. von Baiern in die Nacht des Wahnsinns sank und die fabelhaften Umstände seines Vorlebens bekannt wurden, erhoben sich in Deutschland wie im ganzen Auslande tadelnde und kitzelnde Stimmen, im Publikum wie in der Presse. Die spanische Presse aber wurde feierlich und der Spanier tiefernt, wenn er von dem Könige sprach; die geistigen Ausschreitungen des unglücklichen Fürsten, die phantastische Welt seiner Ideale schienen ihnen verständlich und ihrer würdig zu sein.

Das ganze spanische Volk, das des Südens wie des Nordens, ist gleich empfänglich für den Flug der Phantasie; aber nicht in gleichem Maße ist es fähig, ihre Vertreter aus allen seinen Stämmen, aus dem Norden, Süden und Zentrum zu erzeugen.

Dem Grafen Schack, dem geistvollen Kenner und

Freund des spanischen Volkes, fällt es auf, dass die Wiege der fruchtbarsten der früheren spanischen Dichter gerade da sich befand, wo man dieselbe am wenigsten erwarten durfte; dass ihr Genie aus dem Steingeröll der kastilischen Ebenen hervorspross und sich darüber in tausend Zweigen ausbreitete. Das geschieht auch noch heute mit den spanischen Dichtern, und ich erkläre es mir. Nicht die Pracht der Palmen von Mexiko und Brasilien hat es vermocht, Phantasien ersten Ranges groß zu ziehen. Denn das Schöne, welches man vor Augen, der Besitz, den man im Bereich der Hand hat, das Unverbotene, welches niemand streitig macht, kann heiße Wünsche, Kämpfe in der Seele, welche um das Für und Wider ringen, nicht heraufbeschwören. Es fehlt das Gesetz, welches vorenthält und verbietet; und darum kann die Leidenschaft sich nicht in Gedanken Luft machen, deren paradoxe Erhabenheit jenes Gesetz wegräumt, wenigstens für den, der sich zu seinem Feind erklärt hat. Die heißeste Sehnsucht, die schrankenlosesten Wünsche bilden sich im Gefängnis.

Es können wohl die Charaktereigenschaften einer Nation ihrer Litteratur zu Grunde gelegt werden; nicht aber die Eigenschaften, welche dem Stamm zu eigen sind, der einen Teil der Nation bildet. Für den englischen Dichter ist England verantwortlich, für den französischen Frankreich, für den deutschen

Deutschland; so können wir auch von Spanien nicht behaupten, dass es in ihm kastilische, andalusische oder asturische Dichter gäbe. Die Koryphäen haben sich bald über den engen Kreis der Lokalfarben hinausgeschwungen und haben das grofse Vaterland zu ihrem Sockel gemacht.

Andalusien erzieht häufiger als Asturien jene Köpfe, welche in ihrer Phantasie fruchtbar und furchtbar zu gleicher Zeit sind. Aber als Ursache davon darf sich nicht rühmen der andalusische Stamm, dessen allgemeine poetische Anlage das Entstehen von Dichtern ersten Ranges nicht als selbstverständlich erscheinen lässt. Die andalusischen Dichter sind zahlreicher im Westen als im Osten ihrer Landschaft; es ist wieder die Ebene des Südens, welche eine Rolle spielt. Dort an der Mündung des Guadalquivir, wo Land und Meer unmerklich aneinander vergehen und das Auge an dem bleichen, staubigen Einerlei der Ölbaumwälder verdurstet, da erscheint nicht allein dem Auge, sondern auch dem Gehirn die *Fata Morgana* mit ihren lächelnden, versprechenden Bildern; während es derselben nicht bedarf in Asturien, wo eine mit hundertfarbiger Vegetation geschmückte Erde unter gewaltigem Todeskampf im Meere stirbt.

Am schrankenlosesten aber blüht und wuchert die Phantasie in den Köpfen derjenigen, welche, wenn sie auch nicht dort geboren wurden, dort sich schulten

und ihren Wohnsitz wählten — dort, in den trostlosen Ebenen von Kastilien und Estremadura, diesem Kerker, aus welchem die Blumen weit entflohen sind, und wo der Mann mit der Glut der Sonne und dem Weib allein geblieben ist. Hier formten sich jene Geister des siebzehnten Jahrhunderts, welche, mit dem Eindruck der regelrechten Abwicklung der Geschichte ihres Landes und der des Menschengeschlechtes im Herzen, sich zu voller Klassizität des Gedankens und der Form entfalteten. Hier entstehen noch heute Geister, welche, ebenfalls für den Thron geboren, aus den Scheidejahren des vorigen Jahrhunderts nur das Gift gesogen haben und ihr Talent in der Gosse verbluten lassen.

Espronceda wandelte auf einem Stern, der noch weiter von der Erde abstand als der Byrons oder Grabbes. Die Welten, welche er von dort aus sah und tyrannisch aneinander zu ketten versuchte, sind noch furchtbarer in ihrer Verneinung wie die Welten jener; sie sind aber zugleich verführerischer durch die Pracht neuerfundener Farben, deren Grundton in der spanischen Sprache liegt und deren Vorhang erst zerschnitten werden muss, um hinter ihnen das alte Wechselfieber von Licht und Finsternis zu finden. Es gehört Espronceda auch heute noch nicht nur die gesamte spanische Jugend; man bemerkt seine Fußstapfen auch in den letzten Spuren einer

Schule, der Schule des Weltschmerzes, welche ja bei anderen Nationen längst ausgestorben ist, und deren letzter blasser Stern in Spanien vielleicht Mariano Chacél ist.

Wenn jene Ebenen mit der Zuthat eines abenteuerlichen Lebens in Espronceda, dem Sohne Estremaduras, eine Überspannung der Phantasie eines Poeten hervorbrachten, so bewirkten sie bei Larra, dem Sohne Valladolids, eine Überspannung der Kritik. Larra besaß ein Talent, welches jeder anerkennen muss, das aber den meisten antipathisch bleiben wird. Bei seiner Geburt hatte er gehofft, Engel zu finden und Friede auf Erden. Da er nur Menschen fand, rächte er sich an ihnen und möchte mit den Splittern, welche er in ihren Augen bemerkt, Zuchthäuser und Friedhöfe erbauen. Er ist nicht einmal objektiv; das verzeiht man dem Dichter, aber nicht dem Kritiker, nicht dem Beobachter; nicht dem Sittenschilderer, wie Larra es sein wollte. Auf dem Stachel, den er in seiner eigenen Brust trägt, errichtet er ein ganzes Reich von Schmerzen, in deren Grenzen er die gesamte Welt in Fesseln schlägt. Seine Schilderungen sind eher Bekenntnisse; und wenn es wirklich Schilderungen sind, so ist ihre Unterlage eher die Menschheit als das spanische Volk, welches die ihm darin gemachten Vorwürfe nicht fühlt und nicht begreift, welches die alte politische Macht allerdings

vermisst, welches aber für seine Angehörigen eine gröfsere individuelle Zufriedenheit, als sie dieselben in der Gegenwart geniessen, nicht aufzufinden vermöchte.

Sich berufen zu wollen auf Larra, wie Baumgarten in seiner spanischen Geschichte thut, ist gewagt; ebenso gewagt ist es, auf Larras Worte hin ein Bild des spanischen Volkes auch nur ahnen zu wollen. Obgleich er nur Kritiker sein will und der Menge dafür gilt, wird der Kern seines Wesens doch eher durch jene Worte Alfreds de Vigny charakterisiert, welche derselbe eigentlich auf das Wesen des Dichters anwendet: „Seine Empfindlichkeit ist zu lebhaft geworden; was die anderen nur oberflächlich berührt, verwundet ihm das Mark; seine Neigungen und Gemütsbewegungen sind zerstörend und ohne Mafs; sein mafsloser Enthusiasmus führt ihn irre; seine Sympathien sind zu wahrhaftig; diejenigen, welche er beklagt, leiden weniger als er, er stirbt an dem Kummer anderer. Die Verdrießlichkeiten, die Reibungen, die Opposition der Gesellschaft versenken ihn in eine tiefe Niedergeschlagenheit, in schwarze Entrüstung, in unübersteigliche Trostlosigkeit, weil er alles zu vollständig und zu tief begreift und den Blick in das Herz der Dinge bohrt, welche er bekämpft; er schweigt, er entfernt sich, kommt auf sein Ich zurück und schließt sich darin ein

wie in einen Kerker; dort, in seinem brennenden Kopf, fängt es nun an zu gähren, und wächst ein Etwas daraus hervor, welches einem Vulkan gleicht.“

An der kastilischen Wüste entflammte endlich auch die Phantasie der Romandichter.

Da ist Fernandez y Gonzalez, jener schreckliche Romanschreiber, welcher den halben Tag und die ganze Nacht den Cafés von Madrid widmet und im Branntweinrausche durch die Säle proklamiert, er habe mehr Verstand als der liebe Gott; und welcher dennoch am anderen Vormittag imstande ist, von fünf Schreibern umgeben, fünf Romane zu gleicher Zeit zu diktieren, ohne zu stocken; Romane, welche, wenn sie auch gewöhnlich über den Wachtstubengeschmack nicht hinausgehen, doch durchwebt sind von seitenlangem Geist, Witz und Philosophie, die wie Diamanten auf Blei geschmiedet erscheinen. Da ist auch Bago, welcher es auf diesem Wege versucht hat, gleich wie Larra aus der Menschheit, in seinem Falle aus der Gesellschaft von Madrid ein Krankenhaus zu machen; aber nicht ein dem Geist bestimmtes, sondern ein pesthauchendes, ekelerregendes für die Gebrechen des Körpers. Wer weiß, ob es ihm überhaupt Ernst ist um die Sache. Seine Personen wälzen sich in der untersten Schicht des Schlammes und scheinen mir missratene Plagiate Zolas zu sein. Er versteht seine spanische Sprache

weder für die Anmut, noch für die Leidenschaft, noch für die Majestät zu benutzen, sondern nur als Pfadfinder für den Kot. Die Episoden, mit deren Reichtum Zola seine herbe Tendenz so anmutig zu umkränzen versteht, beschränken sich bei Bago auf einige plumpe Abschweifungen, auf welchen man wie auf rohen Balken von Kloake zu Kloake wandelt. Schon die Titel dieser Romane sind so herausfordernd, dass die Behörden daraufhin allein zur Untersuchung des Inhaltes veranlasst wurden; aber der Inhalt verschanzte sich hinter dem Prädikat medizinisch-sozial, und die Schriften werden gekauft und gelesen.

Zwischen den drei ersten dieser Namen, von denen der Fernandez' noch der unmittelbaren Gegenwart angehört, dieser Namen, welche durch die Bizarrerie ihres Talentes wie Gipfel aussehen und doch nicht Gipfel sind, breiten sich wie eine sanftere Region die anderen aus. José Zorilla singt auch heute noch; aber seine Verse, welche früher Glut und Schönheit atmeten, scheinen sich heute seiner durch das Alter verwandelten Erscheinung angepasst zu haben. Ein weißer Kopf mit einem strahlenden Feuerauge, ein vornehmer Vers mit dem einzigen Ordensstern der Pointe ist übrig geblieben von dem Mann, der in seiner Jugend den Don Juan Tenorio besang, und der selber so sehr ein Ritter des Mantels und des

Degens gewesen, dass es ihm die spanischen Cortes nachgetragen und ihm die Bitte um eine dürftige Pension nicht bewilligt haben.

Von den Romanschreibern gehören in diese sanftere Sphäre der jüngere Alarcon, von dem manches in andere Sprachen übertragen ist; in das Deutsche, wenn ich nicht irre, der Roman „Pródiga“. Alarcons Romane spielen in Spanien; aber seines Vaterlandes Anschauungen und Sitten kommen absichtlich bei ihm erst in letzter Reihe. Es sollen eher objektive Symphonien über die Menschenseele sein, einige Züge Lytton Bulwers sind darin enthalten. Aber wenn der Deutsche Bulwer versteht, ohne des Verständnisses für England zu bedürfen, wenn er Balzac liest, ohne an Frankreich zu denken, so wird er doch stutzen, wenn ihm Alarcon gegenübertritt, und wird die Gedanken und Worte, welche da vor ihm liegen, kaum mit seiner eigenen Auffassung zusammenreimen können. Wenn der Diener seinen Herrn in derselben Minute mit Herr Marquis und mit dem schlichten *Hombre*, Mann, anredet; wenn das Weib, ohne zu denken und zu prüfen, in der ersten Minute des Bekanntseins mit dem Manne Reichtum und Titel hinter sich wirft, um ihm anzugehören, so widerspricht das so sehr den Überlieferungen der cyprenäischen Welt, dass ein Studium Spaniens oder auch der Aufenthalt im Lande selbst vorhergehen

muss, um diese Erzählungen nicht als vage Erfindungen lächerlich erscheinen zu lassen.

Nicht eigentlich Romane, mehr die Zeit und die Sitten sehen sich behandelt durch Fernan Caballero und Perez Galdós.

Vor allem hört man den Namen Fernan Caballeros.

Der Autor, eine edle, ideelle Frau, ein geistiger Antipode der George Sand, wird in Spanien geliebt und ist in Deutschland bekannt. Ob ihr Talent genügend gewesen ist, ein nennenswertes Gegengewicht des Materialismus abzugeben, das zu entscheiden ist hier nicht der Ort. Ob sie aber, die optimistische Frau, in ihren Werken, deren Logik von einer Erbsünde und von einer zum Bösen aufgelegten Menschheit nichts weiß, die spanischen und vor allem die andalusischen Sitten so dargestellt hat, wie sie sind, oder ob sie dem Zuge ihres Herzens gefolgt ist und sie beschrieb, wie sie sein sollten, darüber muss ein Wort erlaubt werden.

Unter zehn Personen in Fernan Caballeros Romanen befindet sich eine schlechte, welche indessen bei der Katastrophe gewöhnlich in sich geht und ebenfalls gut wird. Die Männer sind fromme, blumenessende Menschen, deren Sehnsucht sich in die Guitarre teilt und in die ruhige, rechtmäßige Erwerbung des für die Familie nötigen Brotes. Die

Frauen sind hier und da ein wenig eitel, ein wenig neidisch; beides aber ist kaum der Rede wert. Es muss nun gefragt werden, ob diese teilnehmenden, beinahe schüchternen Menschen die heutigen Andalusier richtig darstellen, besonders diejenigen Andalusier, welche von Sevilla südwärts bis zur Mündung des Guadalquivir wohnen, wohin Fernan Caballero ja so gern seine Romane verlegt. Wenn man das sanfte, milde Marmorantlitz sieht, welches nun das Haus der Verstorbenen in Sevilla ziert, so fühlt man, dass die Gedanken, welche hinter diesen weichen Zügen wohnten, es vorzogen, Thränen zu vergießen, als das Böse, welches sie bemerkten, in sich zu verarbeiten und weiter zu verbreiten. So machte sie den Andalusier, diesen fiebernden, blasphemierenden Mann, zu einem stillen, seinem Seelenleben zugekehrten, Gott und dem König gehörenden Laienbruder; und die Andalusierin, dieses bleiche, der Initiative des Mannes entgegenharrende Weib, zu einem errötenden Geschöpf, welches schüchtern um Erlaubnis bittet, den Thee kredenzen zu dürfen.

Es ist mir oft begegnet, dass ich in Begleitung von Bekannten jeden Standes an jenem Hause vorüberging und dann gewöhnlich einwarf: Das, was die da oben über Euch geschrieben hat, ist doch eigentlich gar nicht wahr — worauf die Antwort zu lauten pflegte: Du hast recht; aber räsioniere nicht

und lass' sie in Frieden, es war eine *buena Señora*. Des Charakters und des guten Willens wegen werden in Spanien oft geringwertige Werke verziehen und sogar angenommen.

Derjenige Autor, dessen Ziel es gewesen ist, der Dolmetscher nicht allein der Gedanken und Worte seines Volkes zu sein, sondern auch der seiner Geographie und Geschichte, seiner Schönheit und seiner Schmerzen, ist Perez Galdós. Ich kenne seine *Doña Perfecta* nicht, welche das beste seiner Werke sein soll; ich erlaube mir nur, ihn zu beurteilen nach den fünfzehn Bänden seiner „*Episodios Nacionales*“.

Auch dies letztere ist ein Werk, welches dem deutschen Publikum vorenthalten bleiben wird. Nicht wegen Ungeheuerlichkeiten, die denen des Espronceda ähnlich und unübersetzbar wären — Ungeheuerlichkeiten spricht Galdós an keiner Stelle aus. Aber die Übersetzung der nationalen Episoden wird deshalb immer eine Pfuscherei bleiben, weil, um sie zu bewerkstelligen, nicht die unbedingte Kenntniss des Spanischen genügt, nicht der jahrelange Aufenthalt in Andalusien, nicht das Talent, das fremde Wesen in sich als liebgewonnenes Eigentum zu verbreiten; es gehört vor allem, wie es auch bei der Übersetzung des Rabelais nötig war, eigener, hochangelegter Witz dazu, um diese Raketen, deren Licht und Feuer die einzige Farbe der Heimatsprache trägt,

in der fremden Sprache nicht erbleichen zu lassen und in ihr den ebenbürtigen Ausdruck zu finden.

Reisebeschreibungen und Vorlesungen über spanische Geschichte, Grübeleien über den Charakter und über die Philosophie des spanischen Volkes, Schlüsse über seine Vergangenheit und Zukunft können beiseite gelegt werden angesichts dieses Buches. Trotzdem Galdós aus der Tiefe seines spanischen Herzens spricht, bleibt er ruhig und unparteiisch; trotzdem er sein Vaterland vergöttert, begleitet ihn das Bewusstsein von der Krankheit desselben, welches er auch in seinem Leser wachrufen möchte; nicht mit Thränen oder mit widerhallenden Deklamationen. Die große, allgemeine Krankheit offenbart er oft nur in der Privatkrankheit zweier kleiner Personen, welche durch die Verhältnisse einander nahe gebracht und wieder getrennt werden, welche sich lieben und hassen zu gleicher Zeit; oft ist sie zurückgedrängt in die zarte Phrase der Lyrik und scheint ein Eigentum der Seele zu sein, aus deren Kämpfen diese Phrase sich bildete, scheinbar unabhängig von den Gewalten, welche draussen an den Angeln der spanischen Welt rütteln; oder auch versteckt sie sich in einem von funkelnder Heiterkeit überfließenden Dialog, der von Genuss und Lebensfreude handelt und welcher erst dann den Schatten auf den Leser wirft, wenn dieser lange nachgedacht hat und sich

über die Fundamente klar geworden ist, welche diese Lebensfreude tragen sollen.

Die „*Episodios Nacionales*“ enthalten den Freiheitskampf gegen Napoleon und die darauf folgende Regierung Ferdinands VII. Wenn jedoch das heutige spanische Volk vor dieses Buch tritt, so muss es in ihm den Eindruck eines Spiegels hinterlassen; gleichwie die darin geschilderte gestorbene Generation ihr Ebenbild erkennen würde in der heute noch lebenden.

Was der Hof Karls IV. und die Camarilla Ferdinands VII., was die Guerrilleros waren, wie die spanischen Sitten in der That sind, wie die Männer träge sich strecken, wie die Frauen denken, sprechen und handeln, wie Körper und Seele aller sich verdreifacht, wenn der Funke in die Vaterlandsliebe gefallen, wie aber trotz des blutigen Lärms von Zaragoza die alten Gewohnheiten leise durchtönen gleich der verschonten Saite einer zertrümmerten Guitarre — das alles hat Galdós uns mit Meisterschaft geschildert. Die Perlen aber in seinem Werk sind jene Gespräche, jene Wortgefechte, welche zwischen Vertretern der oberen und unteren Klassen stattfinden, diese Brücken von Geist und Witz, welche Aristokratie und Volk zwischen sich errichtet haben und welche die einzigen beweisenden Dokumente dafür sind, woher es gekommen, dass jener Adel und jenes Volk nicht in Gehässigkeiten sich befehden.

Dann die Sprache Galdós'. Es ist nicht der karrarische Marmor der Calderon und Lope de Vega, die Toga schlägt keine Falten, das Dramatische ist nur dann beibehalten, wenn eine andere Sprache mit der Handlung in Konflikt kommt; nur selten ist jener spanischen Leidenschaft Rechnung getragen worden, welche als das einzige lebendig gebliebene Vermächtnis jenes Volkes gilt, welches man wieder über das Meer zurücktrieb — das Bild. Überall brechen Quellen hervor, klingende Kaskaden, welche das Bild von dannen tragen wie ein dem Ufer entrissenes Veilchen. Und dennoch ist der Reichtum der Sprache Galdós' größer, als die der Klassiker, welche uns nur deren stolze Hälfte vorführen. Der purpurne Samt und die goldenen Quasten schimmern auch bei ihm hervor; aber darüber ausgebreitet liegen viele Nipp-sachen, viele Kastagnetten, viele Spielsachen für Kinder und endlich auch jene Veilchen.

In der dramatischen Poesie ist Ayala das, was Alarcon in der novellistischen ist; er will vom objektiven Standpunkt aus die menschliche Seele schildern, kommt aber oft nicht über die spanische Seele hinaus, die er denn auch mit Meisterschaft zu malen versteht. Cano will nur Spanisches zeichnen; aber seine Ergebnisse sind die Larras und die umgekehrten Ayalas; seine vielberufene „Pasionaria“ könnte ebenso gut in Paris wurzeln, wie in London, wie überall.

Graf Schack bemerkt, dass der Geist des Cervantes beinahe von nordischer Ausstattung sei, dass bei ihm, ohne dass er der Phantasie entbehre, doch nüchterner Verstand vorwalte; dass er der Wirklichkeit und den Menschen und nicht durch die Brille der Einbildungskraft ins Gesicht schaue. Ich nehme diese Worte in Anspruch für den nach Zorilla am meisten bekannten Dichter der spanischen Neuzeit, für Campoamor.

Campoamor ist ein Sohn der Berge, ein Asturier. Die Erhabenheit seiner Heimat, die dunkelblauen Abgründe, aus denen violett die Berge ragen, der Kontrast ihres Schmuckes, in welchem die deutsche Eiche neben der Orange, die nordische Fichte neben der Magnolia sich erhebt, in welchem die glutbedürfende Fruchtbarkeit des Maisfeldes nicht leidet unter dem eisigen Hauch des Schnees, der nicht weit davon glitzert, das Orgelrauschen des Cantabrischen Meeres — an dem allen ist Campoamor gleichgültig vorübergegangen. Nur an den Mund seines Landsmannes, des rastlos um das tägliche Brot kämpfenden Asturiers, hat er lauschend sein Ohr gelegt; und seinen Offenbarungen folgend, hat er die philosophischen Poesien seiner Doloras geschrieben. Seine Lebensweisheit ist die des Horaz; er lehrt sie aber nicht in Oden, sondern in Epigrammen, denen auch der leiseste Duft der Poesie

geraubt ist, und welche dennoch zu schmeicheln verstehen durch ihr fröhliches Epikuräertum und durch die heitere Definition jeder Sünde und jedes Übels.

Ein Vertreter und Träger echt spanischen Genies, freilich gefärbt durch akademische Richtung, ist auch Emilio Castelar.

Es muss gestattet werden, dass diesen Zeilen ein Wort über die Beredsamkeit dieses Mannes beigegeben wird. Denn seine litterarischen Werke, mögen es Novellen sein oder politische Abhandlungen, sind nur notgedrungen geschrieben worden, d. h. wegen seiner umfassenden oratorischen Thätigkeit in den Cortes und in anderen Versammlungen hat er keine Zeit gefunden, auch diese aufgeschriebenen Dinge noch herzusagen. Aus ihrem Stil, aus ihren Fehlern und Vorzügen merkt man, dass sie weniger gelesen als gehört sein wollen.

Als Politiker wie als Litterat ist Castelar Republikaner; und zwar, wenn er auf frühere deutsche Verhältnisse angewendet werden könnte, Schlosserscher Richtung. Er beherrscht die Geschichte; aber er fälscht sie in seinen Werken, gleichviel ob von der Rednerbühne aus oder in ernstesten Forschungen oder Novellen. Er fälscht sie nicht absichtlich; die Gewalt, die Eingebung des Augenblickes flößt ihm die Fälschung ein; manchmal auch die Form, welcher er das richtige Faktum vorenthält, um sie nicht

in ihrer Melodie zu stören. Sein Inhalt ist weder der ellenlange näselnde Doktrinarismus Ciceros, noch die nervöse Rücksichtslosigkeit Sheridans, noch die an den Fundamenten rüttelnde begeisterte Logik Mirabeaus: eine Reihe von glänzenden Bildern, welche er gegen die Gegner richtet, wird von einer glänzenden Pointe gekrönt, worauf eine neue Reihe von Bildern beginnt. Auch diese Bilder haben nichts gemein mit denen der genannten Redner. Manchmal scheinen sie erdacht am einsamen Wachtfeuer der Wüste und klingen wie ein Arabisch, welches dem unwissenden Hörer plötzlich offenbar geworden. Die Form Castellars bildet sich aus den dreitausend pomphaftesten und wohltönendsten Worten der spanischen Sprache, zu welchen noch einige Hundert selbstgemachter Worte kommen.

Dass aus dieser Tendenz, dieser Form und diesem Inhalt in den Cortes keine Budgetrede, in einer wissenschaftlichen Abhandlung keine Ergebnisse, in einer Novelle keine Entwicklung und keine dramatische Katastrophe zu Tage gefördert werden können, weiß die Welt. Aber diese Dreifalt gerade macht sein Genie so spezifisch spanisch; und so kommt es, dass in den Cortes Canovas del Castillo, der große Historiker, ihn reden lässt, ohne ihn zu berichtigen, dass beim Schlusse ihm auch die Gegner Beifall spenden, und dass die Kritik die waghalsige

Zusammenstellung der Blumen übersieht ihrer Farbe und ihres Duftes wegen. Um seiner „Facundia“ willen werden ihm alle Sünden vergeben. Es passt für dieses Volk, für diesen Mann und für das Genie beider, wenn er unter dem Baum von Guernica spricht, unter welchem einst die Fueros der Basken beschworen wurden; oder wenn er nach der Alhambra geht, um im Saal der Gerechtigkeit auf die Freiheit zu toasten. Diese Orte gehören zu dem Mann und der Mann gehört zu ihnen; jeder andere würde dort eine lächerliche Figur abgeben: Castelar ist jenem Boden entsprechend.

Aus jener Dreifalt geht wiederum hervor, dass Castelar Deutschland nicht liebt und nicht lieben kann, weder als Politiker noch als Litterat; der deutsche Charakter ist seine Kritik; und diese Kritik kommt zu dem Schluss, dass Castelar weder als Politiker noch als Litterat über die Mittelmäßigkeit hinausragt. Dagegen müssen wir Deutsche ihn lieben und uns sogar für ihn begeistern von unserem musikalischen Standpunkte aus. Von dem aus begrüßen wir warm und innig seine „*Tragedias de la Historia*“ und seinen „*Suspiro del Moro*“; von dem aus begreifen wir die Erfolge, welche ihm die Gegner im Parlament mit ihrem Schweigen zugestehen, trotz ihrer sachlichen Überlegenheit, trotz des Bewusstseins von den Fälschungen jenes, trotz der Beweise,

welche sie davon in Händen haben. Die Musik seines Wortes beschwört die Schlangen. Wenn es wie ein Siegesmarsch tönt, hebt man den Fuß, um mitzumarschieren; wenn es ein Adagio anstimmt, legt man die Hand vor die Augen; nimmt man sie fort, ist sie feucht geworden. Die Frauen, welche ruhig bleiben, wenn der Stier den Matador ermordet, oder wenn die Engelsstimme Gayarres die Verzweiflung interpretiert, sie weinen, wenn Castelar spricht.

Durchaus entgegengesetzt der Prosa und Poesie Castelars, vielleicht direkt anschliessend an die Prosa Galdós, ist das spanische Volkslied.

Die kastilische Sprache ist in diesem Lied auf ein paar Hundert ihrer einfachsten und kürzesten Worte zurückgeführt. Die Beiworte, deren glänzende Wirkung der Spanier in seinen Schulpoesien niemals entbehren mag, sind gänzlich fortgelassen; das Lied besitzt nur wenig Strophen, gewöhnlich nur eine vierzeilige.

Ich habe vorhin bemerkt, dass der große Dichter nicht den Stamm charakterisiert, aus dem er geboren ward, sondern die Nation; umgekehrt vielleicht ist es mit dem Volkslied. In dem spanischen tritt uns die reiche poetische Begabung des Andalusiers entgegen; obwohl derselbe in der Wahl der Worte, in ihrer Aussprache und Schreibweise so sehr abweicht von dem Norden, hat sein Lied dennoch das

gesamte Spanien als Volkslied angenommen, ausgenommen einiges wenige, welches von Katalonien und den baskischen Gegenden beigesteuert worden ist.

Wenn wir bemerken, dass in diesem Lied nie eine Silbe der Natur erwähnt, sondern es sich ausschließlich um den Gegensatz der beiden Geschlechter handelt, so ist damit der Unterschied gegeben zwischen deutschem und spanischem Lied, und zugleich auch ein Teil der Charakteristik jenes Volkes. Aber auch der Liebe ist ein leidenschaftliches Wort erst als zweitem gewidmet. Das erste ist der Witz, welcher beweisen will, dass Amor keine edlen Teile verwundet hat, und welcher den Eindruck einer schäkernden Gleichgültigkeit wachzurufen versucht, die den Sieg erleichtern soll. Der Spott über die Kirche und mehr noch der über die Ehe ist eingeflochten; überhaupt behandelt die Hälfte dieser Lieder die Ehe; und ebenso oft wie dem Manne wird in ihnen dem Weibe das Wort erteilt. Das deutsche Volkslied ist empfindsam auch in seinem Inhalt und enthält gewöhnlich die Sehnsucht eines jungen Herzens, das nicht an deren Erfüllung glaubt. Das spanische Volkslied, wenn es Wünsche ausspricht, versteckt dieselben unter den schillernden Falten eines flatternden Gewandes, so dass es aussieht, als wohne darunter kein Herz, sondern nur die kokette wogende Brust.

Das deutsche und das spanische Volkslied finden sich wieder in der Empfindsamkeit der Melodie, in welcher das zweite das erste noch zu überbieten scheint. Es befremdet, Verse mit Pointen in der Weise durch die Musik verdolmetscht zu hören, dass der Hauptteil der Strophe Viertelnoten bildet, während die Pointe durch einige lange Noten mit einer Gefolgschaft von vielen halben dargestellt wird, so dass die kurze letzte Hälfte sich eigentlich anhört wie eine lange klagende Reflexion über die erste kürzere. Es ist das eine von Arabien geerbte Eigentümlichkeit; dem nordischen Ohr drängt sich der Gedanke auf, dass die Sentimentalität dieser langen Noten eigentlich keine Sentimentalität bedeuten solle. Es ist dasselbe, wenn man dem Spanier in seiner Sprache deklamieren will, und trotz der Kenntnis des Spanischen, trotz annähernder Richtigkeit der Aussprache, trotz der Betonung, von der man gewiss zu sein glaubt, dass sie dem Gefühl am meisten entspricht und richtig ist, stets einem Lächeln begegnet, welches die Leistung als ungenügend urteilt; wogegen auch wiederum wir nicht einverstanden sind mit der Deklamation des Spaniers, und aus diesem gellenden, vibrierenden Pathos uns nicht wiederfinden können mit den Gedanken des Dichters.

Um solche Fragen zu entscheiden, genügen nicht akademische Lehrmeinungen; um darin unfehlbar zu

sein, müsste man das spanische Blut in seine eigenen Adern füllen, um zu sehen, was es für Wirkung thäte, bis dahin aber die spanische Auffassung zu lieben versuchen, und nicht zu verspotten.

Die ursprüngliche Bestimmung der Presse, dem Willen und den Meinungen eines Volkes Ausdruck zu verleihen, ist in Spanien schon bei der Gründung derselben vernachlässigt und aufgegeben worden; vielleicht ist es auch nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, dass sie von vornherein aufhörte, diesem Willen und diesen Meinungen auch nur ähnlich zu sein. Auch die Presse anderer Nationen hat heute jene Bestimmung zu den Akten gelegt; aber sie hat wenigstens Zeiten gekannt, in welchen sie der Volksmeinung kongruent war, wie die französische zur Zeit der Julirevolution, die englische zur Zeit der Reformbill von 1832; die spanische Presse kann sich an eine ähnliche Periode nicht erinnern. Erzeugt innerhalb eines Volkes mit geringer Seelenzahl und dennoch umfangreicher, als jede andere europäische Presse, sollte sie, nach diesen Äußerlichkeiten zu schliessen, vor allen anderen ein Organ des Volkes sein. Aber gleichwie die spanischen Parteien gewöhnlich nur unbewusste, lenksame Instrumente in der Hand ihres Chefs sind und dessen Egoismus dienen, so ist auch die Presse das aktive, beeinflussende Element und

das spanische Volk das passive und beeinflusste. Die Journalisten inspirieren das Volk, aber nicht wie in anderen Ländern durch eine ehrliche Didaktik — eine solche bleibt in Spanien beinahe unsichtbar — sondern durch eine bittere, auf persönlichen Beleidigungen beruhende Polemik, an deren scheinbarer Geradheit das Volk sich aufregt, und deren Lehrsätze es mit Leidenschaft weiter verbreitet.

Ich sagte, dass dieser Presse ihr heutiger Charakter verliehen wurde schon in den Stunden der Geburt und durch den Geburtsort selbst. In Frankreich war das Erscheinen der Presse gewissermaßen geistig vorbereitet durch die ausgezeichnete Wissenschaft des 18. Jahrhunderts. Spanien wusste von eigener Wissenschaft nichts, kannte die ausländische auch nicht durch Übersetzung und musste daher seine Presse ohne Grundlage aufbauen, ihre Beweisgründe, ihre Logik allein aus der Poesie und der Leidenschaft herholen. In Frankreich war sie in der ersten Zeit im großen und ganzen die Zwiesprache der Revolution mit dem Ancien-Régime; in Spanien wurden neben diesen noch Stimmen laut, deren eine der Notschrei des von Napoleon misshandelten Landes, die andere die Stimme des gefallenen Karls IV., die dritte die Ferdinands VII. war. Organ des Volkes konnte sie von Anfang an nicht sein infolge der Besetzung des Landes durch die Franzosen; die

Oktroyierung der spanischen Presse gegenüber der Nation war von vornherein dadurch gegeben, dass sie sich in dem belagerten Kadiz sammelte, und dass ihre Redakteure, obschon die Stadt keine Verbindung mit der Mehrheit der Nation hatte, dennoch stets im Namen dieser Majorität redeten und den Willen des souveränen Volkes durch das Joch ihrer eigenen souveränen Phantasie zu gehen zwangen. Das Volk, mit der Gabe der Kritik wenig ausgestattet, hat diese Presse angenommen und unbehelligt weiter dauern lassen; die Mutterpresse von Kadiz hat eine Schar von Nachkommen über die ganze Halbinsel verteilt; diese Nachkommen sind den kaditanischen Überlieferungen treu geblieben.

Diese, wenn ich mich so ausdrücken darf, durchaus kopfstarke Presse findet andererseits ein dankbares Publikum. Es ist in Spanien mit der Presse wie mit der Politik: von der Beteiligung an der einen wie der anderen bis vor kurzem ausgeschlossen, holt der Spanier heute das Versäumte nach, indem er sich kopfüber in den Genuss beider hineinstürzt. Selbstverständlich erscheint das bei dem spanischen Städter, welcher in Emeuten, Pronunciamientos und Parlamentsreden auch aktiv Politik treibt; erklärlich bei dem Bewohner der asturischen und baskischen Berge, welcher durch eine hohe Volksbildung dazu aufgefordert wird; sonderbar aber erscheint die Zei-

tung auf den Tischen jener primitiven, mit Lumpen und zweifelhaften Lebensmitteln ausgestatteten kastilischen Hütten, deren Bewohner mühsam Wort für Wort mit lauter Stimme buchstabieren und am Ende jedes Satzes denselben wiederholen müssen, um seiner Bedeutung mächtig zu werden; sonderbar in den Ventorrillos der Mancha, deren vornehmstes Möbel sie ist, und in welchen sie zugleich als das einzige Zeichen der Existenz des 19. Jahrhunderts erscheint.

Natürlich nur die politische Zeitung; die wissenschaftliche, die Fachzeitung findet auch in vorgeschrittenen Ländern nur in beschränkten Kreisen Beachtung und geht in der Anzahl gewöhnlich über ein Dutzend nicht hinaus, welches dann allerdings nur Blätter ersten Ranges umfasst. In Spanien, einem Lande, in welchem die Wissenschaft, verglichen mit der anderer Länder, ein doch nur geringer Faktor ist, giebt es, wenn auch nur wenige Fachschriften von Bedeutung, so doch eine Unzahl, welche wenigstens unter dieser Tendenz kämpfen. Am geringsten vertreten ist die belletristische Richtung; die bedeutendste Repräsentantin derselben, die in Madrid erscheinende „*Ilustracion Española y Americana*“, deutet mit ihrem Titel ungefähr die Tendenz dieses Genres von Zeitungen an; wo man auf dieselbe abonniert, geschieht es der Illustration wegen; ich habe nur selten bemerkt, dass den darin

enthaltenen Aufsätzen, wenn sie nicht Episoden aus der gleichzeitigen spanischen oder ausländischen Gesellschaft behandelten, von seiten der Spanier irgend welches Interesse gezollt wurde. — Die vielen wissenschaftlichen und vielleicht auch die belletristischen Zeitungen scheinen mir geistige Bedürfnisse des spanischen Volkes nicht zu charakterisieren; Debatten, welche in ihnen den Ursprung haben, hört man nie; auch diese bedeutungslosen Blätter helfen nur die Manie dieses Volkes für das plötzlich ihm überkommene und nicht recht verstandene Licht charakterisieren. In Sevilla, einer Stadt von 130 000 Einwohnern, giebt es 40 Zeitungen; darunter sind die Hälfte politische.

Trotz dem Umfange der Provinzialpresse ist dieselbe ganz unbedeutend, ausgenommen die von Barcelona. Dieses besitzt in seinem Diario ein Blatt, das durch Wahrheitsliebe und tüchtige Beiträge aus dem Auslande sich zu dem Besten in Nordspanien gestempelt hat. Mit der übrigen Presse steht es jedoch traurig. Am bedeutendsten muss sie da genannt werden, wo sie wenigstens eine Idee geistiger Selbständigkeit zu bewahren versucht, wenn solches auch nur in dem bescheidenen Rahmen einer Polemik gegen den Deputierten oder gegen das Oppositionsblatt des Ortsbezirkes ist. Gewöhnlich aber beschränkt sich diese Selbständigkeit auf den Bericht

städtischer Vorgänge und Klatschereien, in den Häfen auf Darstellungen der Handelsbewegung. Die politischen Leitartikel pflegen nur eine wörtliche erneute Auflage der wenige Tage vorher erschienenen Leitartikel der Residenzblätter zu sein. Es mangelt der spanischen Provinzialpresse in unglaublicher Weise an Material; auch derjenige Mitarbeiter, welcher seine Kompetenz in keiner Weise zu legitimieren vermag, wird von der spanischen Presse gern und beinahe bedingungslos willkommen geheissen. Dass diese Presse, die provinziale, überhaupt nicht vor Hunger stirbt, liegt an der politischen Inzucht der Spanier; der Spanier pflegt von seinem Vater dessen politisches Bekenntnis zu übernehmen; zu diesem Bekenntnis gehören nun auch das grosse Parteiorgan der Residenz und das kleinere des Heimortes. Es geht den spanischen Zeitungen wie der „Gazette de France“, von der man behauptet, dass ihre Existenz ein Werk der Legitimisten sei, welche dieselbe von Generation auf Generation übertragen.

So kommen wir zu der tonangebenden Presse, zu den Blättern der Residenz, den Fixsternen, von denen die Presse der Provinz Licht und Leben empfängt. Sie bedeutet in Spanien noch viel mehr, als die Pariser Presse in Frankreich, neben welcher sich in den Provinzen doch eine Anzahl reichhaltiger, fleissiger Journale finden. Dann ist auch hervorzuheben,

dass die Madrider Presse im Gegensatz zur Pariser die Sache ihrer Parteien für solidarisch hält mit derjenigen verwandter Parteien in anderen Nationen, demgemäfs in der Polemik sich auf deren Seite stellt und sonderbarerweise abweichend von dem ganzen Streben und Weben des spanischen Volkes die Sache des Vaterlandes der Sache der ganzen Menschheit nachstellt. Das gilt natürlich nur für friedliche Zeiten; die Berührung mit der Fingerspitze genügt, um die Presse zum jähen Umschlag zu vermögen. In diesem Falle allein charakterisiert die Presse das spanische Volk, spricht sie in seinem Namen.

Die Blätter der Residenz bilden die einzige Brücke, auf welcher dem Spanier das Ausland vermittelt wird. In anderen Ländern geschieht das durch Aneignen der fremden Litteratur; diese fremde Litteratur indessen, zumal die germanische, ist den breiteren Schichten des spanischen Volkes zu gewichtig, zu ernst, fordert zu sehr zum Nachdenken auf, als dass sie sein an Konfekt gewöhnter Magen verdauen möchte oder auch nur könnte. Von Frankreich nahm der Spanier die Romane Paul de Kocks und Montepins an; auch Victor Hugo wurde in der Mittelklasse heimisch; von Deutschland sind die Schillerschen Räuber in sein geistiges Ressort aufgenommen, Don Carlos stöfst ihn schon ab; der Goethische Faust ist übersetzt, der Spanier bezieht sich aber

lieber auf die Gounodsche Oper; auch die Heineschen Lieder sind übertragen worden, aber unbekannt geblieben. Den Räubern kommt man mit Begeisterung entgegen, den anderen mit Gähnen; eine offene Opposition wird nur durch die anerkannte internationale Berühmtheit dieser Werke vermieden. Die andalusischen Cantares decken sich in Stil und Tendenz mit den Liedern Heines; daher konnten diese letzteren wohl auch in das spanische Volk eindringen; der Übersetzer Heines (es giebt zwei Übersetzungen; ich beziehe mich nur auf diejenige Llorentes) hat indessen geglaubt, allen Bombast der spanischen Sprache aufbieten zu müssen, und man kann sich denken, was dabei aus den Vergissmeinnichten und Maßliebchen des Buches der Lieder geworden ist. — Diese Abweichung bezweckte, das Wenige zu veranschaulichen, was die Spanier auf anderem Wege als dem der Presse von ausländischem Geistesleben in die großen Schichten ihres Volkes getragen haben.

Als einzigen Born für die Kenntniss des Auslandes schulden die Spanier der Madrider Presse großen Dank. Wer sich ernsthaft zu unterrichten wünscht, muss ihr aber mit Misstrauen begegnen, weil sie eben durch die Freundschaftsstellung ihrer Partei zur entsprechenden Partei im anderen Lande gezwungen ist, neun Zehnteile der

jenseitigen Begebenheiten zu entstellen oder gänzlich zu verschweigen.

Obgleich Quelle der Nachrichten aus dem Auslande, ist die Madrider Presse darum doch kein Füllhorn derartiger Notizen; sie steht darin hinter jeder anderen europäischen Presse erheblich zurück. Es liegt das theils an ihren geringen finanziellen Mitteln, welche die Aufstellung eigener Korrespondenten nicht erlauben; theils daran, dass Spanier, welche sich mit dem Pressdienst abgeben könnten, in vielen Hauptstädten nicht zu finden sind; ausgenommen in Paris. In Paris unterhalten nun auch sämtliche Blätter Korrespondenten; es versteht sich jedoch von selbst, dass diese Herren, welche als Transit für die Nachrichten des Restes von Mitteleuropa und Osteuropa anzusehen sind, nicht umhin können, ihren Nachrichten die französische Färbung zu verleihen, unter welcher Presse und Gesellschaft ihnen dieselben vermitteln; gehören sie durch das Blatt, welches sie beauftragt hat, zu den Freunden eines fremden Landes, so wird die Phantasie, mit welcher sie zu dessen Vorteil eintreten, keineswegs zum Frommen des spanischen Lesers wirken. Ganz einseitig und partiisch muss der Bericht werden, wenn die französische Quelle sich mit der Tendenz des auftraggebenden Blattes deckt.

Von der Madrider Presse besitzen nur zwei

Zeitungen, die Epoca und der Imparcial, Korrespondenten in ganz Europa.

Die Epoca, das Organ Canovas del Castillo und der Konservativen, ist das größte und tüchtigste Blatt Spaniens. Es ist bedauerlich, dass ihre reiche Ausstattung nicht erlaubt, den Preis zu verringern; sie ist eines der wenigen Madrider Blätter, welches nicht auf den Strafsen feilgeboten wird, aber eben darum seine Wirkung auch nur auf den Kreis der Abonnenten beschränkt, der für die Epoca aus der Aristokratie und den Konservativen besteht — Kategorien, welche die Weisheit dieses Blattes ebenfalls nicht entbehren können, aber sie doch lange nicht so nötig haben wie das große Volk.

Denn die Epoca vertritt gegenüber der kecken Sprache der anderen Blätter vermöge ihrer Mäßigung und Ruhe für Spanien das, was der Temps und das Journal des Debats für Frankreich ist; vermöge ihres Inhalts für jenes Land, was die kölnische Zeitung für Deutschland ist. Obgleich Parteiblatt, scheint sie manchmal über den Parteien zu stehen; obgleich konservativ, scheint sie den Interessen ihrer Partei nur wohlwollend gegenüberzustehen und zieht nicht das Schwert in der Weise, dass es andere Parteien verwunden könnte. Obgleich heftig angegriffen von anderen Blättern und oft verleumdete, hält sie stets fest an ihrem kühlen, vornehmen

Stil; ihre sachlichen Widerlegungen, selbst ihr Tadel und ihre Gegenanklagen sind nur selten von der Leidenschaft gefärbt. Frankreich gegenüber verhält sie sich ablehnend; Deutschland gegenüber beobachtet sie die freundschaftliche Haltung des englischen Standard, vielleicht in noch wärmerer Weise. Ihren auswärtigen Berichten, welche ihr in Menge zugehen, kann man, wenn sie sich in Form von Briefen kulturhistorischen Inhalts geben, hohen Wert beilegen; weniger wertvoll sind die politischen Nachrichten oder auch die Hofberichte; wenn bei den ersteren die konservative Tendenz manches verschleiert, so erlaubt es bei Schilderung der letzteren die spanische Galanterie, die übertriebene Delikatesse nicht, die Dinge mit ihren natürlichen Farben zu malen; eine Delikatesse, die allerdings verständlich ist, wenn die Behauptung sich bestätigt, dass ein großer Teil der Berichterstatter der Epoca aus Gesandtschaftsattachés besteht.

An der Redaktion über innere und litterarische Angelegenheiten beteiligen sich außer dem bekannten Escobar viele Mitglieder des Athenäums, jener Korporation, welche nicht allein die geistige Crème Madrids, sondern die des ganzen Königreichs enthält.

Das nach der Epoca bedeutendste Blatt Spaniens und neben jener als zweites und letztes in Europa verbreitet, ist der Imparcial.

Seinen Namen heute keineswegs mehr rechtfertigend, sondern sich offen zum Liberalismus bekennend, besitzt der *Imparcial* nicht die Hälfte der Mäßigung der *Epoca*; er macht auch keinen Anspruch auf den Ruhm derselben. In seinen geistigen Ressourcen steht er gleichfalls der *Epoca* ungeheuer nach, wenigstens in den ausländischen; in den inländischen zeigt er durchaus das Kolorit des Landes; d. h. wenn die *Epoca* den Typus der großen europäischen Zeitungen hat und sich mit ihrer Logik und ihren Beweismitteln auf die Resultate der gesamten europäischen Wissenschaft und Zivilisation stützt, so sind die Qualitäten des *Imparcial* mehr spanisch. Er lodert schnell auf; seine Polemik stützt sich nicht auf Staatsrecht, Völkerrecht und Geschichte, sondern auf Witz; während des Karolinenstreits konnte man beobachten, dass gewisse deutsche Auslassungen, welche anerkannte und unumstößliche Fehler in der spanischen Verwaltung und Anschauung nachwiesen, harmlos im *Imparcial* nachgedruckt wurden; anstatt aber eine Widerlegung wenigstens zu versuchen, wurden jene Auslassungen mit einer witzigen Pointe gekrönt, welche sich natürlich gegen die andere Seite richtete; das geschah gewöhnlich mit derartigem Geschick, dass der Leser die fehlende logische Gegenkraft verzieh und unwillkürlich für die Partei des Witzes gewonnen wurde.

Ein stereotypes und zugleich durch stete Veränderung seiner Richtung bewegliches Blatt ist die famose Correspondencia de España, welche der Spanier seine Schlafmütze zu nennen liebt. Stereotyp ist das Blatt deshalb, weil es, ohne grade ein offizieller Anzeiger zu sein, stetig der Regierung gehört; beweglich darum, weil die Regierungen in Spanien schnell wechseln und die Correspondencia biegsam genug ist, sich jeder derselben anzubequemen. Man kann der Zeitung keinen Vorwurf daraus machen, da die abtretende Regierung sich um dieselbe nur so weit kümmert, als sie sie gleich einem Vermächtnis der antretenden in die Hand drückt, mit der stillschweigenden Bewilligung, darüber zu schalten und zu walten, wie es ihr beliebt. Die Redakteure müssen trotzdem eigentümliche Herren sein, denn aus dem Stil des Blatts, welcher immer derselbe bleibt, und aus den Anschauungen, welche ebenfalls dieselben bleiben, kann man ersehen, daß jene Herren den leitenden Staatsmännern stets dasselbe Talent, dieselbe Loyalität zuerteilen wie den vorhergegangenen; Fragen, weshalb der Regierungswechsel eingetreten, Erklärungen und Aufklärungen über die Gegensätze, welche das Auf- und Abtreten der verschiedenen Regierungen im Gefolge haben, werden in der Correspondencia nie behandelt. — Nebenbei aber dient die Correspondencia dazu, in

passiver Weise das Ministerium zu charakterisieren, welches gerade am Ruder steht. Denn da ihr von den Fachministerien sämtliche Nachrichten zu Gebote gestellt werden, welche irgendwie veröffentlicht werden können, so erkennt man aus ihnen leicht den Charakter und die Thätigkeit dieser Behörden; von den Streiflichtern zu reden, welche durch die Mangelhaftigkeit und die Unwahrheiten der von der Correspondencia gebrachten Informationen auf die spanische Regierungs- und Verwaltungsfrage geworfen werden, ist hier nicht der Ort.

Der Dia, der Liberal, die Regencia treten theils in die Fusstapfen des Imparcial, theils in die der Epoca, wenn auch nicht mit gleichem Talent, die liberalen auch nicht mit derselben Verve; über die Grenzen Spaniens gelangen sie kaum hinaus. Wenigstens nach Paris reist der republikanische Globo, das Organ Castelars, an dessen Persönlichkeit und, nach der Häufigkeit seiner Beiträge zu urtheilen, an dessen Fleiß das Wohl und Wehe des Blattes zu hängen scheint. Der Correo Militar beschäftigt sich mit militärischen Angelegenheiten, aber nicht in letzter Reihe auch mit Politik.

Während die Epoca vermöge ihrer schönen Ausstattung beweist, daß ihre Ansprüche über die Grenzen Spaniens hinausgehen, scheint der Globo so hohe Meinung von sich nicht zu hegen; es ist das-

jenige Blatt, welches in Druck und Papier sich schlechter nicht präsentieren könnte; die übrigen Madrider Blätter, auch der *Imparcial*, sind übrigens dem *Globo* in diesen Eigenschaften nur um ein Geringes voraus. Es ist anzuführen, dass die Ausstattung der Provinzialblätter bei weitem besser ist als die der Organe der Residenz: das bessere Papier, der große klare Druck sind aber wohl nicht ein Produkt der Aesthetik, sondern nur eine Verschleierung des Mangels an Material; das Wenige nimmt durch den größern Druck auch scheinbar größere Dimensionen an.

So steht die allgemeine spanische Presse durch das Wenige, welches sie leistet und bietet, nicht im Verhältnis zur Begabung des Volks, dessen Phantasie feuriger und romantischer ist als die der meisten anderen Nationen, und dem deshalb wenigstens auf gewissen Gebieten die Rolle des Bannerträgers zufallen müsste, ohne dass es auch nur an die Wissenschaft zu appellieren brauchte.

Handel und Prosperität.

Die Entdeckung und Erwerbung Amerikas erzeugte in Spanien eine Handelsbewegung, welche weniger durch die Neigung als durch die Notwendigkeit bedingt wurde; durch die Notwendigkeit, d. h. durch die Einsicht, dass die Auslieferung des Austausches mit der neuen Welt an Fremde zugleich auch die Verzichtleistung auf dieselbe in sich schliesse. Um sich bei der Ausübung dieser Notwendigkeit wenigstens der größten Bequemlichkeit erfreuen zu können und ihr obzuliegen, wenn es im Belieben dieser Bequemlichkeit stände, monopolisierten die Spanier ihren Handel noch viel straffer, viel egoistischer als andere Nationen, welche sich in jener Zeit ebenfalls mit der Gründung von Kolonien abgaben. Sie führten in Amerika nur ein, wann es ihnen beliebte und was ihnen liebte, aber nicht, was Amerika brauchte, oder wann es dasselbe brauchte. Im ersten Anlauf gelang es ihnen nun allerdings, in dieser Weise ein großes Nationalvermögen zusam-

men zu scharren. Da dasselbe jedoch schon frühe begründet war, setzten sie sich auch schon frühe zur Ruhe. Die kurze, erfolgreiche Arbeit, welche von dem spanischen Volk während des einen sechszehnten Jahrhunderts in Amerika unternommen wurde, hat genügt, dasselbe für alle späteren Jahrhunderte zum sorglosen Rentier zu machen; diese Bestimmung kommt den Charaktereigenschaften des Volks, welche, geprägt von der Güte des Klimas und des Bodens, schon von selber in diese Richtung geleitet werden, so sehr entgegen, dass es sich endlich die Ansicht gebildet hat, der Genuss der Zinsen seines Vermögens sei eine Thätigkeit, ein Handwerk, welches ebenso sehr anerkannt und gebilligt zu werden verdiene wie irgend ein anderes.

Der spanische Handel lag im vorigen Jahrhundert schon in den letzten Zügen; obwohl er also wenig leistete und die Kolonien in gewisser Hinsicht zu Entbehrungen verurteilte, blieb er doch, so weit er jene anging, ein spanisches Monopol. Als Amerika das nicht mehr ertragen konnte und unabhängig wurde, gewann es allerdings mit seiner Freiheit auch unberechenbare materielle Vorteile; das Mutterland dagegen büßte kaum etwas ein mit dem Verlust des reichen Erdteils, da es bereits genug Geld im Beutel hatte und seine Begierden schlafen gegangen waren.

Da nach der Freiwerdung der Kolonien es fortan kein Volk mehr gab, welches etwas von Spanien begehrte, so verzichtete es auf den Austausch und beschränkte sich auf den Einkauf; denn die Südfrüchte, welche es nach dem Norden sendete und sendet, sind kaum mehr als ein anständiges Trinkgeld, welches es dem fremden Fuhrmann in die Hand drückt, der ihm eine wertvolle Ladung überreicht. Die spanische Rhederei verließ die hohe See und blieb an den Küsten der Peninsula kleben; Die Reste, welche sich noch auf dem Meere tumelten, ob es im Dienste des eigenen Handels oder in dem des Auslandes, waren so zaghaft geworden, dass sie dort misstrauten und sich nicht gern zum Vermittler hergaben, wo sie nicht dem Klima und der Sprache des Mutterlandes gegenüberstanden. So sehen wir heute ihre Kurse von den Mittelmeerhäfen und denen der Heimat nach Westindien und nach dem Platagebiet ausstrahlen, und auf dem Rückwege sich wieder im Mittelmeer und in der Heimat vereinigen. Nördlich vom englischen Kanal oder von dem amerikanischen Florida, also in der Zone des großartigsten Austausches auf der ganzen Welt, ist selten ein spanisches Schiff zu finden. Der Weg nach den Philippinen wird, wie seinerzeit der Weg nach Amerika, nicht aus Neigung, sondern aus Notwendigkeit beschritten; um diese Kolonie

nicht ebenfalls zu verlieren, hat Spanien auf das Handelsmonopol verzichtet; ein Spiegel der Bedürfnisse jener Inseln und zugleich der Thätigkeit, durch welche das Mutterland ihnen entspricht, gibt uns das ausgezeichnete Buch von Moya: Neben der Importation des Auslandes im Werte von 11 555 683 Pesos im Jahre 1875 ergab sich eine spanische von nur 639 470 Pesos.

Es ist nun festzustellen, inwiefern die Befähigung des Spaniers sich für oder gegen den Handel ausspricht, wie es augenblicklich um den Zustand des lebenden wie toten Materials seiner Rhederei steht; ob endlich die Bedingungen seines Bodens es nicht erlauben, seinen Export über den geringen Umfang, welchen derselbe in der Gegenwart hat, hinauszuhoben.

Der Beantwortung dieser Fragen muss folgendes vorausgeschickt werden.

Es ist bekannt, dass jede ausländische Kolonie, welche in einem fremden Volke ansässig ist, in ihren Aussagen über die Eigenschaften desselben nicht zuverlässig sein kann, da sie, die doch nur des Erwerbs wegen ansässig geworden ist, jene Eigenschaften nur dann als gute hinstellen wird, wenn durch sie dem Erwerb zu günstigen Resultaten verholfen worden ist; dass dagegen das Urtheil absprechend sein wird, wenn die Vorteile dem intelligen-

ten und geriebenen Gegner schwerer abgerungen werden und die Resultate ungünstiger sind. Das Urteil einer solchen Kolonie muss noch unzuverlässiger ausfallen, wenn es einem exzentrischen Volke, wie es das spanische ist, gegenübergestellt wird; einem Volke, welches auch in kommerzieller Hinsicht von Gesichtspunkten auszugehen pflegt, die eigenartiger sind als die anderer handelstreibender Völker. Schon die Bestandteile, welche eine solche Kolonie bilden, dürften einer objektiven Stellungnahme auch unter günstigeren Umständen nicht gewachsen sein.

Von den Deutschen, welche in Spanien wohnen, haben mir einige fünfzig gesagt, dass der Spanier als Kaufmann sämtliche Eigenschaften besitze, welche sich für diesen Beruf beanspruchen lassen: er sei ehrlich, pünktlich, Kavalier. Andere fünfzig behaupteten das Gegenteil, stellten die Geriebenheit des Spaniers noch über die des Italieners und machten ihn teils zum leichtsinnigen Charlatan, teils zum beutelschneidenden Shylock. Ein maßgebendes Fazit konnte sich aus dem Vergleich dieser einander widersprechenden Aussagen nicht ergeben.

Wenn ich mir nun erlauben darf, nach der Erfahrung einer eigenen mehrmonatlichen Mitarbeit in einem ausländischen Importhause zu sprechen, so dürfte das Nachstehende die Veranschaulichung

spanischer Befähigung für den Handel näher bringen.

In der Wahl des Geschäftsfreundes scheint der Spanier den Deutschen zu bevorzugen; in erster Reihe wird er angelockt durch die Billigkeit der deutschen Artikel; zugleich aber auch durch unsere Charaktereigenschaften. Diese letzteren weist er uns jedoch nicht etwa aus seiner persönlichen Erfahrung nach, auch wenn er in jahrelangem Verkehr Gelegenheit gehabt hätte, dieselbe zu bereichern. Treue, Ehrlichkeit und Solidität beweist er uns eher aus einer Reihe Episoden, die mit der Geschichte seines eigenen Landes verknüpft sind; er setzt diese Eigenschaften jedenfalls voraus, ohne durch eine persönliche Prüfung sich über die faktische Existenz derselben wirklich klar geworden zu sein. Ist er nun eine Operation eingegangen, so entspricht er nicht nur dem Franzosen und Engländer geteilt, von welchen er gleich von vornherein annimmt, dass sie es nicht ehrlich mit ihm meinen, sondern auch dem Deutschen, mögen sich nun dessen glänzende moralische Eigenschaften als thatsächlich oder als nur in der spanischen Einbildung lebend herausgestellt haben. Er ist da pünktlicher und ehrlicher, wo die Persönlichkeit des Handelsfreundes ihm gefällt; er lässt sich, durch die Persönlichkeit bestochen, selbst da in Geschäfte ein, kauft Artikel selbst dort, wo

er weiß, dass er dieselben nicht recht verwenden kann; er kauft in solchem Falle selbst dann, wenn er überzeugt ist, dass er einem Verlust entgegengeht. Denjenigen aber, welcher ihm nicht zusagt, lässt er nicht einmal an sich heran und verweigert ihm das Geschäft auch da, wo er gewisse Vorteile für sich vorausberechnen kann. In der Erfüllung seiner Verpflichtungen ist er in solchem Falle nicht grade unehrlich, aber doch nachlässiger und lauer. So ist auch der Handel diesem merkwürdigen Volk eine *cosa de amigo*, eine Angelegenheit des persönlichen Einflusses und der Sympathie. Vor allem im Süden; im Norden werden die Geschäfte immerhin noch abgeschlossen im Rahmen der Kontrakte, welche nur nach langatmigen Verhandlungen verschoben werden dürfen; im Süden aber wird auch dasjenige lachend entgegengenommen, was den vereinbarten Artikeln entgegengesetzt ist oder dessen Lieferung weit über die beschlossene Frist hinaus geschieht. Die Nachlässigkeit wird nicht immer mit gleicher Münze bezahlt; wenn die Umstände jedoch eine solche eintreten lassen, so wird von der anderen Seite verlangt, auch wenn dort Pünktlichkeit und Förmlichkeit Regel war, dass sie sich in ihr Schicksal ergebe und Nachsicht übe.

Von den persönlichen Eigenschaften des Handelsfreundes hängt also das Entgegenkommen des spa-

nischen Handelschefs ab. Diese Eigenschaften kommen jedoch nicht in die Lage, sich auch geltend zu machen bei den Untergebenen des Chefs, welche, nur durch seine Gegenwart von ihm beeinflusst und meistens frei von jedem Interesse für das Geschäft ihres Brodherrn, gewöhnlich ihren eigenen Weg gehen. An manchen Orten tragen die Chefs die Schuld, indem sie die jungen Commis in solcher Anzahl engagieren, dass auf jeden täglich kaum eine Stunde Arbeit fällt. Wenn man in Sevilla durch die Calle de Francos wandert, ist man erstaunt, hinter den Verkaufstischen der Magazine ein Dutzend junger Leute zu sehen, wo zwei wahrscheinlich genügen. So gehört ihr Augenmerk besonders der Galanterie, welche dem Geschäft positive Nachteile zuzufügen vermag. Aber auch in den Comptoirs des spanischen Nordens gehören die Gedanken stets der Gasse und nur die mechanische Arbeit dem Geschäft. Die größte Buße, welche einem Spanier überhaupt auferlegt werden kann, ist das Schweigen; man kann sich vorstellen, wie verleidet ihm deshalb das Kontor sein muss, dessen erste Bedingung ja die Ruhe und der Ernst ist.

Der andere Bestandteil des Handelskörpers ist die Marine.

Mit dem Bau von Segelschiffen hat auch Spanien aufgehört. Hier und dort bessert es seine Bri-

gantinen auf, mit denen es vornehmlich seine Küstenschiffahrt zu vermitteln pflegt; die Hälfte der gröfseren Schiffe ist auf der Westindien- und Platafahrt beschäftigt, die andere Hälfte aber ankert träge in den Häfen von Barcelona, Valencia u. s. w. Man kann sagen, dass nur ein kleines Drittel der spanischen Segelschiffe auf der hohen See sich befindet. Wenn ich von gröfseren Schiffen spreche, so sollte nicht der Mafsstab der Bremer, der Liverpooler, der Sunderland-, der Nova Scotia-Schiffe gelten. Die spanischen Schiffe gehen über die Gröfse von 300 Registertons selten hinaus und setzen sich aus Barks, Briggs und Brigantinen zusammen; das Vollschiff scheint mit der Eröffnung des Suezkanals, welcher die Philippinenfahrt an die Dampfschiffe auslieferte, aufgegeben worden zu sein.

Es ist bekannt, dass Spanien noch im vorigen Jahrhundert für seine Kriegsmarine die schnellsten und elegantesten Korvetten zu bauen verstand. So weit ich nun Gelegenheit hatte, die heutigen spanischen Kauffarteschiffe auf der See oder im Hafen kennen zu lernen, scheinen sich dieselben im Fahrwasser der guten Eigenschaften jener Kriegsschiffe gehalten zu haben; es sind, wenn nicht die schnellsten, so doch die saubersten Schiffe des Mittelmeers. Es ist ja natürlich, dass die Bestimmung dieser Schiffe für den Transport des Kaffees, Zuckers,

Weins oder der Südfrüchte sich auch in ihrer delikaten Bauart widerspiegelt, dass die trockene, von der Industrie nicht verdunkelte Luft des Südens mit Erfolg für die Konservierung ihres schmucken Äußeren thätig ist, während das in Danzig oder Rostock gebaute Schiff durch seine Verhältnisse beweist, dass es bestimmt ist, sich im bottnischen Meerbusen oder im weißen Meer zu quälen, und seine düsteren Masten, die verblichenen Farben darauf hindeuten, dass sein anderer Lieblingsaufenthalt die englischen Kohlenhäfen sind. Vieles jedoch in der Eleganz der spanischen Schiffe beruht auch auf Eitelkeit und Provokation. Wenn man sie ankern sieht im Stutzergewande der Oberbramraen und Leesegeispieren, der peinlichsten Schillerung, der geschraptesten Masten, so begreift man, dass sie eben besatzungslos stillliegen müssen, da die mageren Frachten der Gegenwart einem Schiffe nur dann eine thätige Existenz erlauben, wenn dasselbe auf jede Eleganz und sogar auf periodische Ausbesserung verzichtet. Das Stutzertum der spanischen Schiffe geht so weit, dass sie den ganzen teuern Stolz der Takelage auch da beibehalten, wo er der Nützlichkeit entgegengesetzt ist. Nur selten konnte ich bemerken, dass Schiffe, welche im Winterhafen lagen, die Bramraen an Deck genommen hatten. Wenn auch das Mittelmeerklima ein im Hafen wohl

vertautes Schiff häufigen oder heftigen Anfechtungen nicht aussetzt und das Obenbleiben von Raen und Stengen damit entschuldigt werden könnte, so wird doch das dazugehörige laufende Gut, welches der Spanier gewöhnlich ebenfalls oben lässt, preisgegeben; es wird mehr noch ausgesetzt als in einem nordischen Klima, da dieses südliche mehr als jenes der Fäulnis Vorschub leistet.

Die Dampfschiffe baut man zum geringeren Teil auf französischen, zum gröfseren auf schottischen Werften. Der Abschnitt der Handelsperipherie, in welchem sie arbeiten, ist noch beschränkter als der der Segelschiffe. Transatlantisch wirken sie nur da, wo mit ihnen die amtlichen Eigenschaften der Post verbunden sind, also nach den Kolonien und nach den südamerikanischen Tochterstaaten. So weit sie nach der spanischen Nordküste heimatstheilig sind, stellen sie sich nach Frankreich, England und Holland hin in den Dienst des ausländischen Handels; ein nicht geringer Teil derselben und die der spanischen Süd- und Ostküste beinahe sämtlich widmen sich der spanischen Küsten- und Tourfahrt, welche, befürwortet durch das immer noch geringe Eisenbahnnetz der Peninsula, es gestattet, dass nicht nur mehr Dampfer wie anderswo, sondern auch gröfsere Dampfer sich durch sie ernähren. Diese spanische Küstenschiffahrt teilt sich, mehr nach der politischen

als nach der geographischen Bedingung der Halbinsel sich richtend, in zwei Bezirke; der eine erstreckt sich von Vigo östlich nach Bordeaux, der andere von Huelva östlich und dann nördlich nach Marseille.

Bezüglich des lebenden Materials der spanischen Marine verweist uns die Geschichte der spanischen Seemacht auf die Wiege derselben, auf die cantabrische Küste. Es ist keine Frage, dass die ungeheuere und fortwährende Dünung der biscayischen See tapfere und starke Seeleute erschaffen muss; es ist abermals keine Frage, dass die mit dem Fuß in steter Brandung stehende, senkrechte, meist unzugängliche Küste auch geschickte Seeleute erzeugen muss. Um vollkommene Seeleute zu erziehen, ist vielleicht das Klima jener Breiten nicht geeignet. Denn Sturm und hoher Wogengang allein erschaffen nicht den Seemann; der spanische Seemann müsste noch eine Prüfung ablegen in gefrorener Takelage, auf einem von Eis starrenden Deck. Die cantabrischen Küsten aber sind auch im Winter so warm wie die andalusischen und es fehlt die Gelegenheit dafür. Es sollen nicht die vorzüglichen seemännischen Eigenschaften des cantabrischen Matrosen durch diese Einwendungen verkleinert, sondern ihm nur ein Feld genannt werden, welches er bisher noch nicht betreten hat. Denn er selbst ist so sehr

geneigt, auf das Meer zu deuten, welches sich zu seinen Füßen türmt, und daraus zu beweisen, dass derjenige, welcher ihm gewachsen sei, auch allen anderen Meeren gewachsen sein müsse.

Der cantabrische Seemann passt einer kritischen Lage die Kraft, Unerschrockenheit und Umsicht an, welche derselben entspricht. Während der Italiener auf die Kniee fällt und die Jungfrau oder die Heiligen anruft, wird der Spanier ernst und schweigend, ohne in seiner Thätigkeit nachzulassen. Man sagt, dass er im Seegefecht gern flucht; was er sich den Menschen gegenüber erlaubt, verschweigt er aber gegenüber den Elementen. So habe ich ihn kennen gelernt in den asturischen Fischerdörfern Luarca, Luanco, Candas und anderen. Wenn er, als Matrose auf Krieg- oder Kauffahrteischiffen dienend, sein Segel langsamer beschrägt und mehr Hände dazu braucht als der Seemann Nordeuropas, so ist das nicht seine persönliche Schuld. Denn in Spanien ist es mit dem Umfange des Matrosenmaterials umgekehrt wie in Deutschland. Die deutsche Kriegsmarine muss wegen Mangels an seemännischen Elementen einen grossen Teil ihrer Bemannung aus der Landbevölkerung ziehen und gleicht bei demselben die fehlende Routine bald durch fleissige Schulung aus. Das spanische Matrosenpersonal indessen ist so zahlreich, dass es auf der Kriegs- und

Handelsmarine, wie sie besteht, nicht untergebracht werden kann. So sind die spanischen Schiffe überreich bemannt; das Bewusstsein von der großen Anzahl der Hände, die man an Bord hat, verleitet, auf die Schulung derselben zu verzichten, und in allen Lagen die Entscheidung der Menge zu überlassen.

Der spanische Seemann unterscheidet sich vom nordischen auch darin, dass das Meer nicht wie für jenen ein Lebensbedürfnis, die Hälfte seiner Natur ist. Er scheint das Land mehr zu lieben als das Meer, welches ihm nur der Schauplatz vorübergehender Exkursionen ist. Da das Meer ihm nicht in die Seele gewachsen, so vermag es auch nicht ein Band der Kameradschaft zu bilden, weder zwischen spanischen Seeleuten, noch zwischen ihnen und denen des Auslandes; ein Band, welches die Leute der Ost- und Nordsee sogar auf ihre Familien ausdehnen. Der spanische Schiffskapitän verrät nicht in seiner Kleidung und nicht einmal in den Zügen den Seemann; man sieht es seinem feineren Gesicht an, dass er lieber im Café hinter der Zeitung sitzt und politisiert als in seiner Kajüte. Er spricht selten von seinem Beruf, er „segelt“ nicht, auch wenn man ihn dazu aufmuntert. In einem anderen Beruf wäre die Ignorierung der Dinge, welche das eigene Interesse angehen, ein Merkmal

guter Erziehung; beim Seemann indessen pflegt man die Zurschauftragung seines Berufes als Zuverlässigkeit darin anzusehen und dieselbe ungern zu vermissen.

Ein weiterer Faktor einer Handelsbewegung sind die Häfen des in ihr interessierten Landes.

Der Sitz des deutschen Generalkonsulats in Spanien ist Barcelona; es kommt also darauf an, festzustellen, durch welche Eigenschaften Barcelona einer der Schwerpunkte Spaniens ist, damit es sich als Residenz der wichtigen deutschen Behörde rechtfertige.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass Barcelona der bedeutendste Importplatz Spaniens ist, welcher vor allem die Erzeugnisse Westindiens, dann aber auch englische Kohlen für den Gebrauch der catalonischen Industrie anhäuft. Der Erzeugnisse Westindiens, noch mehr aber der catalonischen Fabrikate wegen streckt es seine importierenden Fühlhörner über die ganze Halbinsel hin; denn die catalonische Industrie, welche, wie jedermann weiß, in ihren Mustern und Resultaten nichts Eigentümliches und Vorzügliches leistet, sondern in den besten Fällen nur eine gute Kopie der ausländischen ist, vermag allein in Spanien sich Absatz zu verschaffen. Eine weitere Bedeutung erhält Barcelona dadurch, dass die Madrider Regierung ihre Entschei-

dungen nach der Stimmung dieser Stadt einrichtet. Es laufen einige wenige Fäden von Madrid nach Barcelona, um in dem letzteren zu agieren und zu regieren; Tausende jedoch laufen von Barcelona nach Madrid zurück, nicht allein um jene zu lähmen und zu zerschneiden, sondern um auch selbst das Heft erfolgreich in die Hand zu nehmen. Die große Masse der Spanier behauptet, dass jene Kaufleute von Barcelona, welche so lamentieren über die Mängel der Administration und über die Korruption in der Beamtenwelt, die einen wie die anderen durch die Gesetzesübertretungen, welche sie für ihre Spekulationen nötig hätten, rege nährten und es auch da in Spanien hervorriefen, wo sie noch nicht beständen. — Andererseits ist Barcelona nicht die Stadt, welche, falls der in ihm residierende deutsche Beamte zugleich bestimmt ist, auf der Grundlage eines weiten Beobachtungskreises eine diplomatische Stütze zu sein, eine solche Bedingung zu erfüllen vermag. Denn die Catalanier stehen mit den anderen Spaniern Rücken gegen Rücken; sie denken und handeln anders als diese anderen Spanier, es sind andere Impulse maßgebend, die Revolution beruht auf anderen Sprungfedern. Der Beamte kann über die Majorität des Volkes sich kein Urteil bilden, und bleibt, obgleich auf der Halbinsel wohnend, doch gewissermaßen tausend Meilen von ihr entfernt.

Die Bedeutung der übrigen spanischen Häfen ist nur eine lokale.

Cadiz hat den Handel an Sevilla abgetreten, welches, mit stattlichen Quais versehen, auf dem sehr tiefen Guadalquivir die größten Schiffe an sich heranzuziehen vermag, von denen gewöhnlich zehn bis zwanzig dort ankern. Während des ganzen Jahres führt es, die Nebensachen ausgeschlossen, norwegisches Holz ein; einige Monate hindurch verschifft es die andalusischen Früchte. Eine geringste Rolle spielt der castilische Wein, welcher seinen Löwenanteil lieber mit der Bahn über Irun nach Bordeaux sendet. — Málagas Thätigkeit beruht auf der kleinen Fruchtebene in seinem Rücken. In dieser kleinen, nach Süden offenen Bucht sucht man vergebens die Anzeichen eines Großhafens, wie ihn die Bücher uns schildern; da ist von einem Hafen eigentlich keine Rede, und manchmal auch kaum von Schiffen; einige Male sieht man ein Dutzend Schiffe vor Anker liegen, andere Male kein einziges. Der Malagawein und die Pasas, die getrockneten Weintrauben, sind eben nicht in der Menge vorhanden, dass sie das ganze Jahr hindurch ganze Flotten in Bewegung zu halten vermöchten. Auch Almerias Handel wird nur von den paar Kubikkilometern Erzgebirge gewährleistet, an welche es lehnt; außerdem besitzt es keine einzige Verbindung nach dem Inneren und

wird durch die Küstenfahrt nicht allein mit toten Erzeugnissen der Industrie versehen, sondern auch verproviantiert. Cartagena ist durch sein Marinearsenal verpflichtet, ein Importhafen für Kohlen zu sein; den geringen Export drückt es wie Almeria aus den Bergen. Das Grao von Valencia wird während des ganzen Jahres durch einen regen Import und Export in Atem gehalten; der erstgenannte ist unbedeutend neben dem Barcelonas, der andere aber beruht auf den Schätzen der Huerta und übersteigt manchmal relativ den Export der catalonischen Hauptstadt. Von Barcelona ist übrigens noch der Vorzug seiner nach Norden vorgeschobenen Lage zu bemerken, welche es zum Transitplatz der von Genua einlaufenden deutschen und eines Theils der von Marseille versendeten französischen Waren macht. — Die Häfen der Nordküste führen ebenfalls nur das aus, was im Bereiche ihrer Quais liegt. Es kommt das Merkwürdige hinzu, dass Bilbao sein Eisenerz als Rohmaterial nach England und nach Essen in Westfalen sendet und dasselbe nach kurzer Zeit zurückimportiert erhält als fertiges Material, sei es als Schmiedeeisen, als Eisenbahnschienen oder, wie früher durch Krupp, auch als Kanonen.

So kann man sagen, dass es, mit Ausnahme von Barcelona, keinen Hafen in Spanien giebt, aus dessen

Puls man das kommerzielle Leben des Landes berechnen könnte. Die spanischen Häfen existieren nicht des großen Hinterlandes Spaniens wegen, sondern sind nur der egoistische Ausdruck der geringen Erdschollen, welche ihre Böschungen bilden.

Was die Prosperität anbetrifft, muss eingestanden werden, dass sie in Spanien nicht allein besteht, sondern auch in wohlthätig wirkender Weise gleichmäßig über alle Stände verteilt ist. Die Bedürfnislosigkeit des Spaniers lässt ihn auch das für genügend, wenn nicht reich ansehn, was einem nordischen Anspruch nicht so erscheinen würde. Die Garbanzos, Früchte, das mit Wein gefärbte Wasser sind des spanischen Volkes tägliches Brod, neben welchem es sich ein besseres kaum vorstellen kann. Die Prosperität, welche aus der Bedürfnislosigkeit sich ergiebt, könnte schon den Mangel der faktischen Prosperität, der des baren Geldes, ersetzen, wenn die letztgenannte nicht ebenfalls meistens vorhanden wäre. Jene erste hat bisher, ausgenommen in Barcelona, die Pöbelbildung verhüten können.

Von den unteren Mittelklassen bis zu den oberen Klassen existiert jene faktische Prosperität, welche, seit Jahrhunderten in gleicher Höhe sich haltend, auch in dem unsrigen nicht bedroht erscheint. Denn wenn Spanien auch aus seinem baren

Nationalvermögen 300 Millionen Francs an das Ausland abgiebt und für seinen Wein, seine Früchte nur 50 Millionen zurückerhält, so ist der Verlust jener 250 Millionen doch nur ein so geringer Teil der Zinsen des Nationalvermögens, dass er sich leicht verschmerzen lässt; die Zinsen sind mächtig genug, um auch nach allen Abzügen noch einen bedeutenden Rest zum Kapital abzugeben. Es ist vielleicht auch nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, dass das spanische Nationalvermögen sich in demselben Maße vermehrt wie das anderer Nationen. Denn die in Spanien naturalisierten oder nobilisierten Süd- und Mittelamerikaner besitzen jenseits des Ozeans unermessliches Eigentum, dessen Nießbrauch durch sie dem Mutterlande gehört. Auch ist es die Gewohnheit der Asturier und Nordkastilier, in jungen Jahren nach Westindien oder dem südlichen Teil der Vereinigten Staaten Nordamerikas zu wandern, und nach zwanzigjähriger tüchtiger Arbeit mit goldgefüllter Börse in die Heimat zurückzukehren; als Americanos, wie man sie in Asturien nennt, als Indianos, wie man sie in Santander getauft hat.

Die spanische Prosperität beruht also auf der Wechselwirkung der Bedürfnislosigkeit und der Existenz eines nationalen Geldfonds. Da sie nicht das Produkt einer fortschreitenden Entwicklung des

spanischen Geistes ist, so muss sie immerhin stagnierend und ungesund genannt werden. Den Mangel einer durch die Industrie erreichten Prosperität verdenke ich Spanien trotzdem nicht in so hohem Maße. Denn erstens eignet sich das Land nicht für die Industrie; sie wäre ein gar zu kostbarer Appell an die Kohlenbergwerke des Auslandes, da die spanischen Kohlen nur den hundertsten Teil eines Prozentes des Kohlenbedarfes zu decken vermöchten; der Absatz der Fabrikate, welche gleich den catalonischen, doch wohl nur auf der Halbinsel selbst angenommen werden dürften, würde wohl gerade die Ausgaben für die Kohlen decken und einen Reingewinn kaum abwerfen.

Es ist schlimm, dass die Bezirke, in welchen sich eine Industrie entwickelt hat, deren Produkte auch vom Auslande begehrt werden, in den Händen von Ausländern sind: z. B. die reichen Minen der biscayischen Küste, die des Rio Tinto, die von Almadén. In solch geringer Anzahl könnte Spanien dieselben zu seinem Nutzen ertragen. Schlimmer wäre es, wenn es Hunderte dieser Industriebezirke besäße und dieselben mit Hingebung selbst bewirtschaftete. Ein Land wie England behält trotz der Menge solcher Zentren dennoch Einwohner genug übrig, um seine Fluren zu bebauen; und wenn es dieselben auch, vollständig in den Städten aufgehend,

im Stich ließe, so sind sie am Ende nicht so reich, ihr Ertrag nicht so bedeutend, als dass ihre Verödung einen verderblichen Einfluss auszuüben vermöchte auf die allgemeine Prosperität. In dem menschenarmen Spanien jedoch sind die Ebenen schon heute vereinsamt; sie würden Friedhöfe werden, wenn es der spanischen Industrie gelänge, das Haupt zu heben. Aber auch dann wäre der Verlust der Ebenen nicht so empfindlich, wenn es sich um die Magerkeit russischer oder norddeutscher Steppen handelte. Die spanischen Ebenen strotzen von Gold. In dem Reichtum derselben schläft eine Prosperität, welche, wenn sie ausgenutzt würden, in Spanien einen ideellen Grad erreichen müsste.

Die Gebiete der heutigen spanischen Landwirtschaft erscheinen nicht allein der Menschenarmut wegen wie kleine Inseln in den weiten Ebenen. Der Spanier hält mit dem Ackerbau überall da inne, wo er steigen muss. Es sind nicht etwa die großen Scheidegebirge, welche ihn aufhalten und deren Wildheit eine Kultur selbstredend ausschließt; auch nicht die baskischen und asturischen Berge, denen thätige Stämme auch den letzten kulturfähigen Quadratfuß abgerungen haben. Die andalusischen, die castilischen, selbst die aragonischen Bauern machen jedoch sogar schon Halt am Fusse dieser niedrigen Paramos, welche die Wellen der Ebene bilden und sich

nicht über 300 Fuß aus derselben erheben. Und auch die Ebene selbst wird da vernachlässigt oder aufgegeben, wo sie ein paar tausend Schritte vom Dorf entfernt liegt, oder durch einen unbequemen Weg mit demselben verbunden ist. Das ist der freiwillige Verzicht auf ein ungeheueres Kapital. Denn wo diese Ebene, von dünnem verbrannten Rasen überzogen, unfruchtbar erscheint, wie zwischen Lérida und Saragossa, oder wo sie sogar des Rasens entbehrt und bleich aussieht wie eine zerwehte Düne, wie westwärts von Valladolid über das Schloss von Fuensaldaña hinaus, ist sie dennoch reich: die bleiche Farbe offenbart den Kiesel, den Kalk, welcher der Hauptförderer einer der edelsten Kulturen ist, der Weinkultur.

Es sind in neuerer Zeit in den Cortes wie in der spanischen Presse Stimmen laut geworden, welche fordern, dass man die Protektion der spanischen Bodenerzeugnisse durch Gesetze, Zölle oder anderweitige Einrichtungen aufgeben und die Fürsorge derselben allein auf die Weinkultur konzentrieren solle, neben welcher alle anderen in Spanien so viel wie gar nichts bedeuteten. Vielleicht haben diese Stimmen Recht. Die schmale Huerta von Valencia und Murcia, die wenigen Quadratmeilen von Málaga, die Olivenwälder Andalusiens, die Bucht von Vigo — der dreißigste Teil der Fläche, welche des Aus-

tausches fähig ist, steht den anderen neunundzwanzig Teilen gegenüber, welche sich mit ihrem Wein daran beteiligen könnten.

Der Umfang der spanischen Weinproduktion ist in Deutschland unbekannt. Im Lande selbst hat der Wein keinen Wert. In England, Skandinavien, Norddeutschland u. s. w. die Mahlzeit im Preise verdoppelnd, bildet er auf der Peninsula trotz der unbeschränkten Quantität und ausgezeichneten Qualität, mit welcher er verabreicht wird, einen so untergeordneten Bestandteil der Mahlzeit, dass man ihn niemals auf die Rechnung setzt. Es geschieht auch heute noch, dass die sonst besitzlosen Bauern der unteren Pisuerga und des mittleren Duero die gewaltigen Fässer, welche in den Tonlabyrinthen unter ihren Hütten lagern, auslaufen lassen, wenn der Wein von heute besser war. Ich selbst bin davon Zeuge gewesen. Es ist keine Verschwendung, kein Luxus, wenn man den Wein nur zum Mundausspülen gebraucht oder sich dann und wann in ihm badet; das wenige trockene Brot, welches man täglich zum Fleische isst, hat mehr Wert als er, und wenn man sich auch täglich an ihm berauscht.

Diese Wertlosigkeit ist konstant trotz der ungeheueren Massen, welche nach Bordeaux wandern, wo der Inhalt einer Flasche Toro genügt, um drei Flaschen sogenannten Bordeauxweines zu konsti-

tuieren; so dass man annehmen kann, das gesamte Europa trinke da, wo es Bordeaux zu geniefsen glaube, nur gemischten und verdünnten spanischen Wein. In der Erkenntnis, was der spanische Wein in seiner Gallisierung heute schon für Europa ist, und was er erst werden könnte, wenn er Europa echt und direkt überreicht werden würde, erhoben sich jene Stimmen für die Weinkultur, für ihre alleinige Förderung mit Zurücksetzung aller anderer Kulturen; mit der Verfünfachung des Areals der erstgenannten biete sich dem Spanier ein grofsartiges Gebiet europäischer Spekulation. Die Orangen Valencias und Murcias, die Traubrosinen Málagas, die Oliven Córdovas könne Europa entbehren; die spanischen Weine aber nicht; das beweise es eben dadurch, dass es in seinen besseren Familien täglich „Bordeaux“ trinke.

Parlow, Hans,

Kultur und Gesellschaft im heutigen Spanien Beobachtungen

Leipzig 1888

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.H.h.o.72

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11842578-7